

UB Braunschweig 84

1208-513-6



**Aufsätze
und Vorträge**
aus
verschiedenen
Wissensgebieten.

Erster Band.

Aus der Vergangenheit
des
Welfischen Hauses
von
O. von Heinemann.

Zweiter Band.

Lebens- u. Charakterbilder
von
Dr. Fr. Koldewey.

Dritter Band.

Werktüde
von
Ludwig Hänselmann.
I. Band.

Vierter Band.

Werktüde
von
Ludwig Hänselmann.
II. Band.

Fünfter Band.

Aus Schule und Leben
von
Karl Matyias.

Sechster Band.

Bilder aus Sicilien
von
Ad. Clemen.

Aufsätze und Vorträge

aus

verschiedenen Wissensgebieten.

Zweiter Band.



Lebens- und Charakterbilder

von

Dr. Fr. Koldewey.



Wolfenbüttel.

Verlag von Julius Zwisler.

1. 25

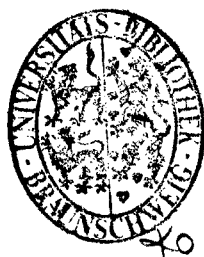
Lebens=
und
Characterbilder.

Von

Dr. Friedrich Koldewey,
Professor am Herzl. Gymnasium zu Wolfenbüttel.



Wolfenbüttel,
Druck und Verlag von Julius Zwißler.
1881.



Meiner
lieben alten Mutter.

Vorwort.

Die vorliegenden sechs Lebens- und Characterbilder sind größtentheils im Laufe der letzten Jahre als Vorträge vor einem aus gebildeten Männern und Frauen bestehenden Zuhörerkreise in Wolfenbüttel und Braunschweig mitgetheilt worden. Sie erscheinen hier in wesentlich unveränderter Gestalt, nur der Vortrag über den Abt Jerusalem hat eine etwas erweiterte Fassung erhalten.

Die ursprüngliche Bestimmung der Vorträge gebot Fernhaltung des gelehrten Apparats. Der Kundige wird aber ohne Mühe ersehen, daß es ihnen an der wissenschaftlichen Grundlage nicht fehlt, und daß in einigen derselben bislang unbenuzte Quellen verwerthet sind. Für den, der danach verlangt, bietet der Anhang die literarischen Nachweisungen.

Die Zusammenstellung der Bilder ist etwas bunt. Hoffentlich aber vermißt der Leser in der Mannigfaltigkeit des

Stoffes nicht die Einheit des Bestrebens, mit dem der Verfasser bemüht gewesen ist, die Personen und Verhältnisse ohne Vorurtheil und Leidenschaft zu verstehen und zu würdigen. Die Vergangenheit ist eine Lehrmeisterin der Gegenwart; sie kann es aber nicht sein, wenn der Hader des Tages und die Parole der Partei sie in eine falsche Beleuchtung stellt.

Wolfenbüttel, den 18. März 1881.

Koldewey.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	V
1. Herzog Heinrich der Jüngere und die Reformation	1
2. Katharina von Bora	21
3. Wie eine braunschweigische Fürstentochter römisch wurde	51
4. Bernhard von Clairvaux	75
5. Abt Jerusalem	105
6. Werthers Urbild	167
Anhang. Angabe der Quellen	203

Herzog Heinrich der Jüngere

und

die Reformation.

Koldewey, Lebensbilder.

In der zahlreichen Familie der protestantischen Fürstenthümer und Städte Deutschlands steht das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel als jüngster Sproß. Erst im Herbst des Jahres 1568 wurden ihm durch Herzog Julius die Segnungen evangelischer Lehre, evangelischen Glaubens und evangelischer Freiheit zu Theil. Mehr als ein halbes Jahrhundert war seit dem denkwürdigen Abend vor Allerheiligen verflossen, als der Wittenbergische Mönch seine Streitsätze gegen den Ablass an die Thür der Schloßkirche heftete. In allen umliegenden fürstlichen und städtischen Gebieten hatte schon seit langer Zeit die evangelische Freiheit feste und kräftige Wurzeln geschlagen, und das Wolfenbüttelsche Territorium lag so recht inmitten der lebhaften Verkehrsstraßen, auf denen die Waarenzüge der protestantischen Reichs- und Hansestädte, auf denen die reisenden Handels- und Handwerksleute als eifrige Colporteurs evangelischer Lehre und evangelischer Lieder und als thätige und wirksame Missionare des Protestantismus hin und wieder zogen. Und trotzdem diese lange Verzögerung des Anschlusses an die Reformation!

Der Grund dieser auffallenden Erscheinung ist nicht etwa darin zu suchen, daß sich die Einwohnerschaft des Herzog-

thums Braunschweig-Wolfenbüttel gleichgültig oder feindselig gegen die reformatorische Bewegung verhalten hätte, sondern allein darin, daß der damalige Landesherr, Herzog Heinrich der Jüngere, mit all seiner Energie dem Eindringen und Umsichgreifen des Protestantismus sich während seiner ganzen mehr als 50jährigen Regierung (1514—68) entgegen stellte. Denn wie kaum ein anderer deutscher Fürst ist dieser Herzog ein Gegner der protestantischen Partei, eine Stütze der Anhänger Roms gewesen. Von den Freunden gepriesen, von den Feinden als Antichrist, als Incarnation des Teufels geschmäht, hat er selten eine gerechte und unparteiische Würdigung gefunden. Wie auf einen andern gewaltigen Protestantenfeind, so paßt auch auf ihn das Wort:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwanft sein Characterbild in der Geschichte.

Gestatten Sie mir, auf diesen merkwürdigen Mann ihre Aufmerksamkeit zu lenken. Freilich ein vollständiges Bild seines vielbewegten Lebens zu zeichnen, in erschöpfender Weise seinen Character darzustellen, das möchte in dem vergönnten kurzen Zeitraume kaum möglich sein. Daher lassen Sie uns nur seine Stellung zu der großen kirchlichen Bewegung seiner Zeit ins Auge fassen.

Fragen wir zunächst, welche Motive den Herzog zu dem heftigen Gegner der Reformation gemacht haben, so tritt uns die auffallende Erscheinung entgegen, daß die religiöse Ueberzeugung auf seine Parteilstellung, wenn überhaupt, so doch nur von sehr geringer Bedeutung gewesen ist. Für theologische Streitfragen fehlte ihm das Interesse und die Kenntniß. Als Kind schon hörte er am liebsten von Kriegen und Schlachten, von Stürmen und Zügen reden,

als Jüngling und Mann hat er manch kühnen Ritt ins Land gethan und an manch muthigem Reiterstücklein Antheil gehabt. Das Leben an den deutschen Fürstenhöfen war zu seiner Zeit wüth und roh und bot wenig Raum für die höheren Angelegenheiten des Menschengesistes. Und Heinrichs feurige und kräftige Natur stürzte sich tief hinein in das wilde tolle Treiben und trank in vollen Zügen aus dem Borne sinnlichen Genusses. Ist nun auch seine Manneskraft, die Energie seines Willens, die Biederkeit und Ritterlichkeit seines Sinnes in den wilden Stürmen der Leidenschaft, in dem zerfahrenen Leben nie ganz untergegangen, so blieb ihm doch ein tieferes und innigeres Erfassen und Verstehen der christlichen Wahrheiten gänzlich fern, und seine Religiosität ging, wenigstens in seinen jungen Jahren, über ein gedankenloses Mitmachen hergebrachter Formen wenig hinaus. Von den Priestern und von geistlichen Uebungen hat er wenig gehalten, seine katholische Gesinnung hinderte ihn nicht, die reichen geistlichen Stiftungen seines Landes in demselben Maße wie seine übrigen Unterthanen zu schätzen, es fehlt nicht an Aeußerungen von ihm, daß er um Kelch und Pfaffenweiber auch nicht ein Pferd satteln wolle, und als es ihm galt, die schöne Eva von Trott in aller Stille zu besitzen, hat er kein Bedenken getragen, die heiligen Bräuche der Kirche bei dem Possenspiele des Begräbnißes der Lebenden zu entweihen.

Und dennoch die heftige Feindschaft gegen die protestantische Geistesrichtung!

Der Grund derselben ist zunächst in des Herzogs Stellung zum Kaiser zu suchen. Die Hinneigung zu dem Hause Habsburg, welche fast stets den Welfen innegewohnt hat,

war auch ihm angeerbt und anerzogen. War doch sein Oheim Erich der Ältere von Calenberg-Göttingen der treueste Waffengefährte des ritterlichen Kaisers Maximilian. In dieser Anhänglichkeit an das Kaiserhaus wurde aber Heinrich noch durch eine politische Rücksicht bestärkt. In der Hildesheimischen Stiftsfehde hatte er um das Jahr 1520 fast die Hälfte des Stiftes, ein fruchtbares Gebiet mit stattlichen Städten, festen Burgen und reichen Klöstern, an sich gebracht. Da galt es, des Kaisers Gunst zu erwerben und zu wahren, die allein ihm den reichen Besitz bestätigen und erhalten konnte. So kommt es denn, daß bald nach dem Wormser Edicte, das Karl V. 1521 gegen Luther und seine Anhänger schleuderte, auch der religiös indifferente Herzog Heinrich seinen Unterthanen bei schwerer Strafe die Theilnahme an der Martinischen Ketzerei untersagt.

Als aber im Verlauf der zwanziger Jahre politische Rücksichten den Kaiser nöthigten, milder gegen die kirchliche Opposition im deutschen Reiche zu verfahren, da ließ auch Heinrich von seiner Strenge gegen die Sectirer ab. Dann und wann hatte es sogar den Anschein, als wolle er sich ganz auf Seite der protestantischen Reichsfürsten neigen, eine Hoffnung, die in seiner freundschaftlichen Stellung zu Philipp von Hessen, der nach dem Tode des Churfürsten Johann von Sachsen der hervorragendste Führer der evangelischen Partei wurde, eine gewisse Begründung zu finden schien. Aber der Einfluß des Landgrafen auf den Herzog wurde durch den zweier anderer Freunde, des Herzogs Georg von Sachsen und des Churfürsten Albrecht, in dessen Hand die Erzbisthümer Mainz und Magdeburg und das Bisthum Halberstadt vereinigt waren, neutralisirt, und als der Kaiser

es angemessen fand, den protestantischen Reichsständen wider mit größerem Ernst entgegen zu treten, legte auch Heinrich seinen Unterthanen gegenüber wieder einen erneuten Eifer für das Fortbestehen der althergebrachten Kircheneinrichtungen an den Tag. Es ist kaum zu bezweifeln, daß, wenn Karl V. von vorn herein sich für Luther erklärt hätte, Herzog Heinrich als einer der ersten sich der neuen Lehre angeschlossen hätte.

Zu dieser Ergebenheit gegen den Kaiser kam noch ein anderer Punkt, der einen Mann wie Heinrich, der gewohnt war, die ihn umgebenden Verhältnisse nur nach dem äußern Scheine zu beurtheilen, gegen die reformatorische Bewegung durchaus einnehmen mußte. Es war sein Abscheu gegen die im Gefolge der Reformation auftretenden revolutionären und demokratischen Bestrebungen, und dieser Abscheu ist augenscheinlich für seine religiöse Parteilung von der allergrößten Bedeutung gewesen.

Bei den deutschen Reichsfürsten des 16. Jahrhunderts findet sich allgemein das Streben, die landesherrliche Gewalt, einerseits dem Reichsoberhaupte, andererseits den Unterthanen gegenüber, zu absoluter Machtvollkommenheit zu gestalten, und Herzog Heinrich war nicht am wenigsten von diesem Streben erfüllt. Trotz seiner vorhin geschilderten Stellung zum Kaiser, hat er sich doch zu Zeiten nicht gescheut, dem ländergierigen Bemühen der Habsburger sich entgegen zu stellen, wenn es galt, die Rechte der Reichsfürsten zu schützen. Seinem protestantischen Schwager Ulrich von Württemberg hat er getreulich zur Seite gestanden, als des Kaisers Hand nach dessen Erbe sich ausstreckte. Besonders aber richtete sich des Herzogs Zorn gegen jegliche

demokratische Regung, mochte sie innerhalb oder außerhalb seines Gebietes, mochte sie bei der Landbevölkerung oder bei den Städten hervortreten.

Und an demokratischen Regungen und Bewegungen war zu seiner Zeit wahrlich kein Mangel. Ich erinnere zunächst an jene gewaltige revolutionäre Bewegung des Bauernkrieges. Vom Bodensee bis tief nach Thüringen hinein wurden von dem entfesselten Landvolke die bisherigen Herren verjagt, nicht selten sammt ihrem Anhang erschlagen, wurden Städte geplündert, Burgen gebrochen, Klöster verbrannt. Selbst bis an die Grenzen unseres Herzogthums drangen die tollern, trunkenen Haufen, die Abtei Walkenried wurde von ihnen auf das Entsetzlichste verwüstet. Die aufständischen Bauern aber schrieben neben der politischen Freiheit auch die religiöse auf ihre Fahne, und die römische Partei beeilte sich, Luther als den Urheber jener Revolution zu brandmarken. Der eigentliche Grund der Bewegung war freilich nichts Anderes als der unerträgliche Druck der geistlichen und weltlichen Grundherren, und Luthers kühnes Wort war nur der Funke, welcher den bereits reichlich aufgespeicherten Brennstoff zu lichterloher Flamme entzündete; aber dem Herzog Heinrich lag eine Unterscheidung zwischen Ursache und Veranlassung fern, und so begnügt er sich denn nicht damit, an der Unterdrückung des Aufstandes mit großem Eifer sich zu betheiligen und dem zitternden Thomas Münzer auf seinen letzten Gänge mit deutlicher und harter Stimme die Artifel des christlichen Glaubens vorzubeten, sondern sein Mißtrauen, sein Zorn richtet sich gegen alles lutherische Wesen als gegen die Quelle alles Ungehorsams gegen die obrigkeitlichen Gewalten.

Aber nicht blos unter der Landbevölkerung, sondern auch in den Städten griff im Reformationszeitalter die demokratische Bewegung um sich, und auch hier war dieselbe mit dem Ringen nach religiöser Freiheit verbunden. Zu gleicher Zeit suchten die Innungen den herrschenden Geschlechtern das lange Zeit geführte Regiment zu entreißen und die im alten Gleise einherfahrende Geistlichkeit auf den Pfad der Reformation zu drängen.

Blieben diese freiheitlichen Bewegungen in den Städten auch meist von bedenklichen Ausschreitungen fern, so nahmen sie doch hie und da, namentlich bei dem Treiben der Wiedertäufer in Münster, einen gefährlichen und widerlichen Character an. Den größten Erfolg hatte die demokratische Opposition in Lübeck, dem Vororte des alten Hansabundes. Hier gelang es dem Führer der Volkspartei, Jürgen Wullenweber, den Bürgermeisterstuhl zu besteigen, und schon war der Hansabund unter der Führung dieses kühnen Mannes nahe daran, die Herrschaft über die Ostsee, über Dänemark und den Sund zu gewinnen, als es den Aristokraten gelang, die Volksgunst von ihm abzuwenden. Er geriet in die Gefangenschaft des Erzbischofs Christoph von Bremen, der ein Bruder Heinrichs des Jüngern war, und es ist charakteristisch für des Herzogs Feindschaft gegen die Volksbewegung, daß seine Residenz Wolfenbüttel der Schauplatz wurde, wo der hochgefinnte Demagoge den Todesstreich empfing.

Trat Heinrich schon mit so großem Eifer den demokratischen Bestrebungen, die fernab von seinem Bereiche lagen, entgegen, wie viel mehr mußte sein Zorn entflammen, als in seiner nächsten Nähe, in Goslar und Braunschweig, die Bürgerschaft dem Rathe politische und religiöse Freiheiten mit

Erfolg abzugewinnen trachtete und dabei auch stellenweise in des Herzogs wirkliche oder vermeintliche Rechte eingriff. Mit all der ihm eigenen Energie trat Heinrich diesen Neuerungen entgegen, aber die protestantischen Städter achteten auf seine Befehle, Mahnungen und Drohungen nicht, seine Gewaltthätigkeiten wurden mit gleicher Münze vergolten. Goslar und Braunschweig schlossen sich bald dem Schmalkaldischen Bunde an. Das war Grund genug für Heinrich, um in den katholischen Gegenbund der Liga einzutreten. Gerade an ihm hatte bei der Stiftung der Liga der kaiserliche Vizekanzler Matthias Held die kräftigste Stütze, und nicht ohne Grund wurde er gerade einer der beiden obersten Feldherren des Bündnisses. Seine frühere Befreundung mit dem Landgrafen Philipp war in bittere Feindschaft umgeschlagen.

So war denn Herzog Heinrich, bei all seiner Gleichgültigkeit gegen die religiöse Streitfrage an sich, durch seine Ergebenheit gegen das Reichsoberhaupt, besonders aber durch seine Abneigung gegen die mit der kirchlichen Opposition meistens verbundenen demokratischen Bestrebungen nach und nach zu dem heftigsten Gegner der Reformation geworden. Mit eifersüchtiger Strenge suchte er die gefährliche Neuerung von seinem Lande fern zu halten. Aber die Macht des Einzelnen war dem Zeitgeiste gegenüber zu schwach, die äußere Gewalt vermochte nicht, die Wahrheit ganz zu unterdrücken. Immer von Neuem und mit immer größerer Kraft treten im Gebiete des Herzogs die evangelischen Regungen hervor.

Zunächst und hauptsächlich war das in der Stadt Braunschweig der Fall. Im Laufe des Mittelalters hatte diese

Stadt sich ein hohes Maß von Unabhängigkeit zu gewinnen gewußt. Manche Privilegien hatten die reichen Bürger von den Landesherren für gutes Geld erkaufte, besonders war ihnen aber der Umstand günstig gewesen, daß bei den Erbtheilungen innerhalb des Welfenhauses die Stadt Gemeinbesitz verschiedener Linien deselben geblieben war. Oft genug trosteten die muthigen Städter hinter ihren festen Mauern den Befehlen der Herzöge, oft genug kam es zwischen Gebiethern und Unterthanen zu blutigen Fehden. Ganz und gar das landesherrliche Regiment abzuwerfen, ist zwar den Braunschweiger Bürgern nie gelungen; aber an Stolz und Freiheitsinn standen sie den Bewohnern der freien Reichsstädte und den übrigen Gliedern des Hansabundes nicht nach.

Schon früh war in der Stadt die Stimme evangelischer Wahrheit erklingen. Ein Mönch des dortigen Negydenklosters, Gottschalk Cruse mit Namen, trat schon in demselben Jahre, als Luther zu Worms vor Kaiser und Reich so muthig seinen Glauben bekannte, als Zeuge der neuen Lehre auf, die er in Wittenberg selbst aus des Reformators Munde vernommen hatte. Er gewann zwar einzelne Anhänger; aber noch waren die Gegner zu mächtig. Vor dem Strafedicte des Herzogs, den Verfolgungen des Rathes und der papistischen Geistlichkeit mußte er weichen. Aber seine Sache fand in einzelnen jüngeren Prädicanten muthige Vertreter. Sie wußten einen großen Theil der Zünfte für das Evangelium zu gewinnen, und während der Herzog im Jahre 1528 auf einer Heerfahrt in Italien abwesend war, mußte der Rath in die Einführung der Reformation willigen. Luther schickte aus Wittenberg Bugenhagen, seinen treuen Doctor Pommer, und das Organisationstalent dieses Mannes

ist es, dem die Stadt ihre erste evangelische Kirchenordnung verdankt. Als der Herzog zurückkehrte, half all sein drohendes Zürnen nichts: Braunschweig ist protestantisch geblieben bis auf den heutigen Tag.

Wie in der Stadt Braunschweig, griff das Lutherthum auch in den übrigen Theilen des Fürstenthums um sich. Der Rath Braunschweigs hatte mehrere Aemter der Herzöge im Pfandbesitz, unter andern das Amt Alseburg, und einige benachbarte Dörfer, wie z. B. Rünningen, gehörten als Pfahldörfer dem Stadtgebiete an. In all diesen Ortschaften wurden die katholischen Ceremonien abgeschafft, und protestantische Predigt, deutsche Taufe, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt traten an ihre Stelle. Hie und da zeigte sich ein Herr vom Adel der neuen Lehre geneigt und berief einen evangelischen Prädicanten auf seine Burg oder in seine Dörfer. Auch mancher Klosterbruder verließ die einsame Zelle, ließ die geschorne Platte seines Hauptes verwachsen und vertauschte das Mönchsgewand mit dem lutherischen Predigermantel. Unter ihnen befand sich auch Nicolaus Decius, der für den Dichter eines der schönsten Lieder unserer evangelischen Kirche, des Liedes „Allein Gott in der Höh sei Ehr“, gilt. Er hatte dem nahen Kloster Steterburg als Probst vorgestanden und wirkte dann einige Zeit als Lehrer an der Katharinenschule zu Braunschweig. Die Bettelmönche merkten mit Schrecken, daß der milden Geber weniger wurden, und aus den Städten zog die lernbegierige Jugend gen Wittenberg. Außer Braunschweig war es besonders das Städtchen Helmstedt, wo das Evangelium mit freudigem Herzen Aufnahme fand.

Der Herzog ließ nicht nach, die lutherische Ketzerei zu

verfolgen. Drohende Edicte schreckten die zweifelnde Bevölkerung, die evangelischen Prädicanten wurden aus dem Lande gejagt. Nur seinen lieben Bergknappen in Zellerfeld erwies er eine ungewöhnliche Nachsicht. Denn als diese baten, sie mit einem katholischen Geistlichen verschonen zu wollen, sagte der Fürst, wenn sie an Einem Prädicanten nicht genug hätten, möchten sie zwei annehmen, er aber werde Nichts dazu geben.

Während Heinrich der Jüngere im eigenen Lande gegen die hervortretenden reformatorischen Bewegungen mit immer verschäfteren Maßregeln hervortrat, wurde auch seine Stellung zu den protestantischen Reichsständen immer gespannter und feindseliger. Um das Jahr 1540 entwickelte sich zunächst ein äußerst heftiger und nicht minder interessanter Federkrieg. Aus einem aufgefangenen Briefe Heinrichs an den Cardinal-Erbischof Albrecht hatte der Landgraf die kriegslustigen Absichten seines früheren Freundes erkannt, und nun flogen, gleich den Ladungen des schweren Geschützes, wuchtige, derbe, dickleibige diplomatische Actenstücke zwischen den Parteien hin und wieder. Dazwischen mischte sich, dem knatternden Kleingewehrfeuer gleich, ein Hagel von kleinen, fedden Pamphleten und Schmähschriften, bald deutsch, bald lateinisch, bald in Versen, bald in Prosa abgefaßt, oft geistvoll spottend, öfter noch mit den allergrößten Schimpfreden dreinschlagend. Es ist kaum glaublich, welche Benennungen damals auf ein gekröntes Haupt gehäuft wurden. *Lycaon*, *Diebhenker*, *Scharrhans*, *Lucifer*, *geschwornener Diener des Teufels*, das sind noch die mildesten Titel, die dem Herzog zugetheilt wurden. Auch Luther trat in den Kampf ein mit seiner Schrift „*Wider Hans Wurst*“

und überschüttete darin den Herzog von Wolfenbüttel mit einer Lauge so entsetzlich derber Ehrentitel, daß unsere Begriffe von Anstand und Schicklichkeit dadurch aufs Tiefste verkehrt werden würden. Aber die Nerven des 16. Jahrhunderts waren stärker wie die unsrigen, und die Gegenpartei ist dem großen Reformator auf dem Gebiete der Schmähungen nichts schuldig geblieben.

In diesen Kampf mit den Federn mischte sich bald wildes Kriegsgetümmel. Goslar und Braunschweig, zu schwach, um den offenen Feindseligkeiten des Herzogs auf die Länge Widerstand zu leisten, riefen die Häupter des Schmalkaldischen Bundes zur Hülfe heran. Im Sommer 1542 zogen die Sächsischen und Hessischen Kriegsheere herbei, von dem Churfürsten und dem Landgrafen in Person geführt. Da sah Heinrich ein, daß er zu erfolgreichem Widerstande zu schwach sei, und verließ mit seinem Sohne Philipp Magnus das Land, bei seinen katholischen Bundesgenossen Hülfe zu suchen. Nun fiel das Fürstenthum fast ohne Schwertstreich in die Hände der Schmalkaldischen, auch die Residenz Wolfenbüttel, damals ein sehr festes Schloß, mußte sich nach etwa 10tägiger Belagerung ergeben. Von der Treppe des Schlosses herab hielt der Beichtiger des Landgrafen, Dionysius Melander, die erste evangelische Predigt in dieser Stadt über Christi Eintritt in Jerusalem und den ungerechten Hausvater.

Was aus dem über alle Erwartung schnell ihnen zugefallenen Lande werden sollte, wußten die Schmalkaldischen selber nicht. Rathlos stand man vor den verschiedenen Möglichkeiten und richtete, so gut es gehen wollte, ein Provisorium ein. Eine gemischte Commission von Statthaltern

und Rätthen besorgte von Wolfenbüttel aus die Verwaltung des Landes.

Eine der ersten Regierungsmaßregeln war die Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse. Noch im Herbst 1542 fand eine allgemeine Kirchenvisitation Statt, an der wieder Bughagen den hauptsächlichsten Antheil hatte. Außer weltlichen Commissarien standen ihm der Calenbergische Generalsuperintendent Anton Corvinus und der Braunschweigische Stadtsuperintendent Martin Görlich zur Seite, beide mit den Verhältnissen des Landes vertraut. Ueberall wurde die Fortführung katholischer Kirchengebräuche verboten, die Geistlichen angewiesen, sich nach der Augsburger Confession zu richten. Ob Geneigtheit dazu vorhanden, danach fragte man nicht. Eine Schonung der persönlichen Ueberzeugung, eine Glaubens- und Gewissensfreiheit, wie unsere Zeit sie kennt und besitzt, war im 16. Jahrhundert im protestantischen Lager nicht weniger als im katholischen unbekannt. Die unbedingte Glaubensfreiheit war vor 300 Jahren und noch lange Zeit nachher ein Vorrecht der Reichsstände. Nach Beendigung der Visitation wurde die kirchliche Oberaufsicht vorläufig dem trefflichen Görlich übertragen, und ein Jahr darauf erhielten die neuen Verhältnisse durch die vom Doctor Pommer in plattdeutscher Sprache verfaßte Kirchenordnung ihre gesetzliche Regelung.

Und wie gestalteten sich nun die kirchlichen Verhältnisse des Landes während der fünfjährigen Fremdherrschaft? Ein alter Schriftsteller meint, es hätte damals eine herrliche evangelische Harmonie geherrscht; in Wahrheit war aber diese Harmonie ein wüstes und wildes Chaos. Zu keiner Zeit hat das Herzogthum Braunschweig in staatlicher und

kirchlicher Beziehung ein Bild größerer Verwirrung und Verwilderung dargeboten als in jenen Jahren.

Mit entsetzlicher Rohheit und Zuchtlosigkeit hatten die fremden Landsknechte in dem Fürstenthume gehaust, die Güter und Vorräthe der reichen Klöster besonders waren ihnen willkommene Beute gewesen, im Lorenzkloster zu Schöningen war wenig mehr als die nackten Mauern übrig gelassen. Und die pöbelhafte Bevölkerung der protestantischen Stadt Braunschweig wetteiferte mit dem Soldatengefindel an Raubsucht und Zerstörungswuth. Riddagshausen und Steterburg wurden durch sie in wüste Trümmerhaufen verwandelt. Die Altäre wurden zertrümmert, die Bilder besudelt, die Statuen zerbrochen; mit den geweihten Hostien trieb man Spott und Hohn; die goldenen und silbernen Gefäße, die kostbaren Messgewänder wurden geraubt; die Kirchen wurden in Pferdeställe verwandelt, und die werthvollsten Handschriften und Documente wurden den Thieren als Streu untergeworfen. In Steterburg riß man sogar die Leichen aus den Gräbern und warf sie den Schweinen vor.

Die Herren von der Regierung zu Wolfenbüttel führten ein herrliches Wohlleben und hatten wenig Kraft und Lust, dem Unwesen zu steuern. Ihr Hauptstreben war augenscheinlich, für ihre Committenten die bedeutenden Kriegskosten herauszuschlagen, für sich selbst den unsichern Besitz zu möglichst schneller und ausgedehnter Bereicherung anzuwenden. Ob die Anordnungen der Reformatoren von der Bevölkerung befolgt wurden, kümmerte sie wenig. Und in diesem systematischen Raubwesen leisteten ihnen viele vom Adel, die auf die Seite der neuen Landesherren getreten waren, wackeren Beistand. Woher sollte bei den Unterthanen, bei

den Geistlichen, bei den Klosterleuten Liebe und Begeisterung für eine Confession entstehen, die ihnen von ihren Unterdrückern aufgedrungen wurde? Dazu kam die Besorgniß, daß der Herzog das Land wieder gewinnen und die Abtrünnigen mit harter Hand strafen könnte. Und diese Besorgniß erwies sich als begründet. Im Herbste 1545 kehrte Heinrich mit Waffengewalt zurück. Schon hatte er fast das ganze Land wieder in Besiße, schon hatte er die evangelisch getauften Kinder nochmaliger Taufe unterzogen. Nur Wolfenbüttel hielt ihm noch Stand. Da zog der Landgraf und mit ihm Herzog Moritz von Sachsen zum Ersatze heran. Bei Höckelheim in der Gegend von Northeim kam es zur Schlacht, Heinrich gerieth mit seinem ältesten Sohne Carl Victor in die Gefangenschaft und wurde auf die Festung Ziegenhain im Heßischen geführt. Das Herzogthum war wieder in den Händen der Schmalkaldischen.

Aber die erneuerte Herrschaft des Bundes war nicht von Dauer. Schon im folgenden Jahre entbrannte zwischen dem Kaiser und dem protestantischen Fürstenbunde der Krieg. Die Uneinigkeit und Unentschlossenheit der Verbündeten, die Treulosigkeit des Herzogs Moritz von Sachsen gegen seinen Vetter den Churfürsten gewannen dem Kaiser den Sieg. Bei Mühlberg wurde der Churfürst von Sachsen des Kaisers Gefangener, und auch Landgraf Philipp verlor durch unwürdige wälsche Hinterlist seine Freiheit. Da öffnete sich für Heinrich die Thür des Kerkers, er kehrte in sein Land zurück, und sein erstes Streben war, die Spuren des verhaßten evangelischen Wesens zu vernichten. Den lutherischen Katechismus sollte der in der Sprache des Landvolkes abgefaßte Katechismus des katholischen Riddagshäuser Abtes

Lambert von Balven ersetzt. Wer von den Unterthanen nicht zu den alten Kirchengebräuchen zurückkehren wollte, wurde des Landes verwiesen, und von den evangelisch gesinnten Geistlichen haben manche als Märtyrer ihres Glaubens arge Mißhandlungen erduldet. Die meisten Prediger freilich lasen wieder die katholischen Messen, thaten wegen ihrer Nachgiebigkeit gegen die Schmalkaldische Obrigkeit Buße, die Frauen, die sie vor wenigen Jahren auf Befehl der Regierung geheirathet hatten, wurden von ihnen entlassen und traten meistentheils in den Stand der Köchinnen zurück.

So schien es denn, als ob das Fürstenthum Wolfenbüttel für alle Zeit wieder in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückgeführt sei, um so mehr, als die beiden ältesten Söhne Heinrichs, Carl Victor und Philipp Magnus, mit ihm die Feindschaft gegen den Protestantismus theilten und nach des Vaters Tode seine Grundsätze weiter zu führen die feste Absicht hatten.

Aber durch eine wunderbare Fügung erhielt das Geschick der Kirche unsers Landes eine andere, ganz unerwartete Wendung. Als im Jahre 1553 der wilde Landesknechtsführer Albrecht von Brandenburg-Culmbach Niedersachsen verheerend durchzog, vereinigten sich Moritz, der neue Churfürst von Sachsen, und Herzog Heinrich, um dem Raublustigen das Handwerk zu legen. Zwischen Peine und Hannover, bei dem Dorfe Sievershausen, kam es zur Schlacht. Churfürst Moritz fiel. Auch die beiden ältesten Söhne des Herzogs, sein Stolz in guten und schlechten Tagen, starben an jenem Tage den Heldentod. Jetzt blieb ihm nur noch Ein Sohn übrig, Julius genannt.

Auf diesen Sohn hatte der Vater bisher nur mit einer

gewissen Geringschätzung herabgeblickt. Durch die Sorglosigkeit seiner Wärterin hatte er in früher Jugend einen Fall vom Tisch erlitten. Das hatte seine Füße verkrüppelt und ihn zu allem ritterlichen und kriegerischen Treiben unfähig gemacht. Dazu neigte sich Julius der lutherischen Ketzerei zu. Man kann es begreifen, wie sich der störrische und ungestüme Sinn des alternden Herzogs dagegen aufbäumte, in diesem Sohne seinen Nachfolger zu sehen. Seine Hoffnung, daß eine neue Ehe ihm einen willkommeneren Erben schenken werde, schlug fehl, und sein Sohn von der Eva von Trott, Eitel Heinrich von Kirchberg, weigerte sich standhaft, durch die Legitimation des Papstes den Herzogsstuhl zu gewinnen. So hatte Prinz Julius im Schlosse des Vaters wenig gute Tage, vor dem Kerker, vielleicht vor dem Tode rettete ihn nur die schleunige Flucht.

In jener Zeit entbrannte nochmals der Zorn des Herzogs mit neuer Kraft gegen die immer von Neuem in seinem Gebiete hervortretende Hinneigung zum Protestantismus. Eine allgemeine Kirchenvisitation sollte 1556 das Land von den Neuerungen säubern. Aber es war das letzte Aufblühen eines erlöschenden Feuers. Das Alter milderte den Ungeßüm, läuterte das Urtheil des Fürsten. Er erkannte wohl das Vergebliche seiner Bestrebungen, sah auch wohl ein, daß er mit Unrecht die Reformation als die Quelle der gehaßten Demokratie angesehen hatte. Gegen Ende seines Lebens verstattete er in seinem Lande den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, und als ihm einst sein fanatischer katholischer Hofprediger hinterbrachte, daß sein Hofgesinde in der fürstlichen Capelle das lutherische Lied „Es woll uns Gott genädig sein“ angestimmt hätte, er-

widerte er: „Ei, soll uns denn der Teufel gnädig sein?“ und die lutherischen Lieder wurden ferner gesungen.

Für seine Person ist Heinrich dem katholischen Glauben und den alten Gebräuchen treu geblieben, aber seine Frömmigkeit, die in der Jugend und im Mannesalter nicht viel mehr als äußere Form gewesen war, verinnerlichte sich bei dem Greise und läuterte sein unstetes Gemüth. Oft und gern hat er in seiner letzten Lebenszeit im Gebet sich zu seinem Gott gewendet, und als gegen den Abend des 11. Juni 1568 seine letzte Stunde schlug, verschied er auf dem alten Welfenschlosse zu Wolfenbüttel versöhnt mit seinen Unterthanen, versöhnt mit seinem Sohne, versöhnt mit seinem Gott.

Katharina von Bora.

Wenn ich es unternehme, in der mir geneigtest ver-
 statteten Stunde ein Lebensbild der Katharina von Bora
 zu entwerfen, so bedarf die Wahl des Stoffes wohl keiner
 Entschuldigung. Wer unter uns wendete nicht gern den
 Blick auf die Frau, welche gewürdigt war, die Lebensge-
 fährtin des Reformators unserer evangelisch-lutherischen
 Kirche, ja die Lebensgefährtin des größten deutschen Man-
 nes zu sein! Wer möchte nicht hineinschauen in das traute
 Daheim, das diese Hausfrau in dem alten Augustinerkloster
 zu Wittenberg zu schaffen wußte; wer nicht kennen lernen
 die Leiden und Freuden, welche diesem Paare zu Theil ge-
 worden sind! Und besonders in unserer Zeit ist es gewiß
 von Interesse, auf Luthers Käthe die Aufmerksamkeit zu
 lenken. Wie nie zuvor steht die Frauenfrage als eine der
 brennendsten Fragen der Zeit auf der Tagesordnung. Was
 redet und schreibt, was hört und liest man nicht alles von
 Frauenberuf und Frauenemancipation, von weiblicher Er-
 ziehung und von den Rechten des Weibes! Da ist es denn
 gewiß zeitgemäß, hinzuweisen auf eine deutsche Frau des
 16. Jahrhunderts, die eine Hausfrau gewesen von echtem
 Schrot und Korn, die als Gattin eines hochbegabten Man-
 nes Liebe und Anerkennung sich erworben, die als Mutter

der edelsten Aufgabe des Weibes mit unverdrossener Treue nachgekommen ist.

Freilich eine vollständige, bis in das Detail ausgeführte Zeichnung vermag ich Ihnen von Katharina von Bora nicht vor die Augen zu stellen. Was wir von ihr wissen, ist im Grunde recht wenig. Nur vereinzelte und sehr zerstreute, gelegentlich erhaltene Züge sind es, aus denen sich ein nothdürftiges Bild zusammensetzen läßt. Und wenn nun von diesen Zügen Ihnen ein gut Theil schon längst bekannt ist, wenn Sie wenig Neues von mir vernehmen sollten, so wollen Sie das mit gütiger Nachsicht zu Gute halten. Die Neuheit einer Sache ist an sich kein Vorzug von unbedingtem Werth, und im Leben sehen wir auch oft gern in solche Gesichtszüge hinein, die das Neue und Fremde für uns verloren haben.

Und nun noch ein Wort, ehe ich zur Sache selbst mich wende. Katharina von Bora gehört mit zu den bestverleumdeten Frauen, von denen die Geschichte zu erzählen weiß. In vollen Strömen hat die ultramontan-jesuitische Lüge über sie ihren giftigen Geißer ergossen und sie zu einer schamlosen Dirne, zu einer boshaften, giftgeschwollenen Xanthippe gemacht, und auch auf Seiten der Protestanten hat der unholdes Klatsch nicht unterlassen, in der ihm eigenen Nächstenliebe für die Vergrößerung und Veröffentlichung ihrer kleinen Schwächen Sorge zu tragen. Sie würden es mir schwerlich Dank wissen, wollte ich hier den Grund all dieser niederträchtigen Verleumdungen nachweisen. Es ist gewiß ein sehr nützliches Geschäft, giftigem Gewürm bis in seine Schlupfwinkel nachzugehen und ihm den Kopf zu zertreten, aber angenehm ist es nicht. So gestatten Sie mir

denn, mit Hinweglassung aller Polemik Ihnen von unserer Heldin ein schlichtes und einfaches Lebensbild zu zeichnen, wie es der farge Stoff und die eigene schwache Kraft verstaten will.

Was wir von Katharinas Herkunft und Jugend wissen, ist äußerst dürftig. Die adlige Familie derer von Bora, der sie entstammte, war im Meißenschen ansässig. Ihr Wappen war ein Löwe mit erhobener Tazze im goldenen Felde, den Helm mit einer Pfauenfeder geschmückt. Steinlausch ist der frühere, Mildenstein der jetzige Name des kleinen Rittergutes bei Bitterfeld, das der Familie gehörte. Dort ist höchst wahrscheinlich die Geburtsstätte der Katharina zu suchen. Als ihren Geburtstag nennt eine Schaumünze, die ihr einst der Gatte verehrte, den 29. Januar 1499. Den Namen des Vaters kennen wir nicht; die Mutter hieß Anna und stammte aus dem angesehenen Geschlechte derer von Haugwitz. Die Familie war allem Anschein nach unbemittelt, und Katharinens Brüder suchten später die einflußreiche Fürsprache des angesehenen Schwagers.

Wie Katharina ihre Jugend verlebte, welche Eindrücke auf das sich entfaltende Gemüth gewirkt, wie die kindliche Knospe zur jungfräulichen Blüthe sich erschlossen, alles das ist unbekannt. Wir finden sie wieder in dem adeligen Bernhardinerinnenkloster Gottes- oder Marienthron in Nimptschen bei Grimma. Wie sie hineingekommen, ob dem eigenen, ob fremdem Willen folgend, wir wissen es nicht. Für den Adel, auch für manche Kreise des Bürgerstandes jener Zeit war es leichter als jetzt, die ledigen Töchter und Schwestern anständig zu versorgen. Man dachte noch nicht an Renten- und Lebensversicherungen, man brauchte noch nicht darüber

nachzuspinnen, welche Berufszweige auch dem Weibe geöffnet werden könnten. Man that die jungen Mädchen einfach, wo möglich schon im Kindesalter, in ein Kloster. So sparte man die Aussteuer und hatte noch dazu ein dem lieben Gott höchst wohlgefälliges Werk gethan, hatte der Himmelsbraut für die Erde ein anständiges und bequemes Unterkommen, für die Ewigkeit besondere Vorrechte verschafft. Auch die Familie von Bora mag auf diese Weise irdische und himmlische Interessen verknüpft haben, als sie der Kätthe um das junge Haupt den Schleier der ewigen Jungfräulichkeit schlang.

Wie Katharina sich in ihre Lage fand, wie sie ihre Zeit hinter den stillen Klostermauern verbracht, auch darüber schweigen die Quellen. Nur das scheint fest zu stehen, daß ihre Gelübde ihr keine leeren Worte gewesen sind. Wie ihr Gatte von sich sagen konnte: „Wahr ist es, ein frommer Mönch bin ich gewesen. Ist je ein Mönch in den Himmel gekommen durch Möncherei, so wollte ich auch hineingekommen sein. Ich hätte mich, wo es länger gewährt hätte, zu Tode gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und anderer Arbeit," so kann auch Kätthe sich das ehrliche Zeugniß geben, daß sie im Papstthum „hitzig, eifrig und oft" gebetet habe. Freilich die schweren Seelenkämpfe, die Stunden der tiefen Niedergeschlagenheit und Verzweiflung, durch die der Bruder Martinus zur evangelischen Freiheit und Klarheit sich hindurcharbeiten mußte, sind augenscheinlich der Schwester Katharina erspart geblieben. Der Sturm, der des Mannes Seele bis auf den tiefsten Grund aufgewühlt, hat den Spiegel des Frauenherzens nur in leichten Wellen gekräuselt.

Mitten in diese Zeit klösterlichen Stillebens fällt das

Ereigniß, das, wie für das gesammte deutsche Vaterland, so auch für unsere Katharina von dem tiefgreifendsten Einflusse sein sollte. Am 31. October 1517, am Abend vor dem Allerheiligentage, schlug der bis dahin über Wittenbergs Mauern hinaus wenig bekannte Augustinermönch und Professor Doctor Martinus Luth^{er} seine bekannten 95 Streitfäße gegen den schnöden Mißbrauch des Ablasses an die Th^{ür} der Schloßkirche zu Wittenberg. Es war wohl nur ein leiser Schlag, mit dem Luthers Schrift angeheftet ward, und doch hat er die Grundfesten eines tausendjährigen Gebäudes, des Gebäudes der römischen Hierarchie, erschüttert; es war wohl nur ein leiser Schall, von dem die Wittenberger Kirchth^{ür} erdröhnte, und doch war er das Signal zum Beginn einer neuen Zeit, das Signal zu der religiösen und nationalen Wiedergeburt unseres Vaterlandes.

Daß dieser Hammerschlag auch die starken Th^{üren} der Klöster sprengen und der frischen Lebensluft den Zugang in die dumpfen Zellen eröffnen sollte — das ahnte damals noch Niemand, Luth^{er} selbst vielleicht am wenigsten. Nach wie vor wohnt er im Kloster, nach wie vor trägt er das Mönchsgewand. Erst in der stillen Einsamkeit der Wartburg reift seine Ansicht über die Unrichtigkeit und Verderblichkeit des Eölibats und der Klostergelübde und wird in der Schrift „Von den geistlichen und Klostergelübden“ der staunenden Welt mitgetheilt. Hatte schon vorher einer oder der andere Klosterbrüder in heimlicher Flucht die einsame Zelle verlassen, so entfaltet sich jetzt in den Kreuzgängen eine wunderbare Erregtheit, fast aus allen Klosterpforten enteilen Mönche und Nonnen, bald stehen einzelne Klöster einsam da, ihrer Insassen beraubt, hie und da schleicht nur

noch eine alte gebeugte Gestalt seufzend durch die unheimlichen Hallen und läutet vergebens die Glocke, die noch vor kurzem die Schaar der andächtigen Brüder oder Schwestern zusammenrief.

Auch in die stillen Räume des Klosters zu Nimptschen war ein Wiederhall der zündenden Worte des Reformators gedrungen. Für neun der dortigen Klosterfräulein werden die Zellen zu enge, sie bitten ihre Angehörigen um die Erlaubniß, das Kloster verlassen zu dürfen. Sie können, so sagen sie, um der Seelen Seligkeit halber nicht länger darin verharren und erbieten sich, alles zu leiden und zu thun, was fromme Kinder thun und leiden sollen. Aber alle neun erhalten abschlägliche Antwort.

Da richten sie an Luther die dringende Bitte, ihnen zu helfen, und Luther nimmt sich der Verlassenen an. Mit sorglicher Rücksicht auf das Schicksliche werden die nöthigen Anstalten getroffen. Drei angesehene und achtungswerthe Bürger der Stadt Torgau, Leonhard Koppe an der Spitze, befreien das armselige Völklein in der Nacht auf den ersten Ostertag 1523. Ob dabei die Klosterpforten erbrochen wurden, ob die Flüchtlinge über die Gartenmauer stiegen, ist nicht zu entscheiden. Der Transport war nicht ohne Gefahr, denn der Weg nach Wittenberg führte durch das Gebiet des Herzogs Georg, eines der heftigsten Gegner der kirchlichen Neuerungen. Wie Häringstonnen, andere meinen sogar in Häringstonnen, wurden die Armen auf einen Wagen gepackt; aber ungefährdet langen sie am dritten Ostertage in Wittenberg an. Die eine von ihnen war Katharina von Bora.

Von der Rechtmäßigkeit des Geschehenen war Luther

fest überzeugt. In einem gedruckten Sendschreiben an Leonhard Koppe, den Anführer der Expedition, erzählt er den Hergang, nennt er die neun Jungfrauen bei Namen und rechtfertigt die Handlung aus der heiligen Schrift. „Was wir thun, sagt er, das thun wir in Gott und scheuen uns deß nicht im Eicht.“ Lebhaft beschäftigte ihn die Sorge für das Unterkommen der Befreiten. Zunächst will er, so berichtet er an seinen Freund Spalatin, an die Verwandten schreiben, damit die sie aufnehmen. Im Fall dieses ohne Erfolg bleibt, will er sie sonst wo unterbringen. Entsprechende Zusagen waren ihm bereits gemacht. Einige will er womöglich verheirathen. Dem allernächsten Bedürfniß muß eine Collecte abhelfen.

Ueberlassen wir jetzt acht von den neun befreiten Nonnen ihrem Schicksal, und richten wir unsere Aufmerksamkeit nur noch auf die eine, Katharina von Bora! Sie fand zunächst ein Unterkommen in dem Hause des M. Philipp Reichenbach, der damals Stadtschreiber, später Bürgermeister zu Wittenberg war, auch noch die Würde eines kurfürstlichen Rathes erlangte. Hier verlebte Katharina zwei Jahre, und es wird ihr das Zeugniß gegeben, daß sie sich in dieser Zeit „stille und wohl“ verhalten habe.

Luther dachte damals für seine Person noch nicht an Heirathen, und es fehlte viel, daß Katharina auf sein Gemüth damals schon einen tiefen Eindruck gemacht hätte. In späterer Zeit sagte er einmal selbst: „Wenn ich vor 13 Jahren hätte wollen freien, so hätte ich Eva Schönfeldin (sie war auch eine von den neun) genommen, die jetzt der Doctor Basilius, der Medicus in Preußen, hat. Meine Käthe hatte ich damals nicht lieb;

denn ich hielt sie verdächtig, als wäre sie stolz und höfartig."

Bald fanden sich passende Freier. Zunächst ein Nürnberger Patriziersohn, der später in seiner Vaterstadt eine hochangesehene Stellung einnahm, Hieronymus Baumgärtner. Während seines Aufenthaltes in Wittenberg scheint sich zwischen den jungen Leuten ein kleines Liebesverhältniß gebildet zu haben, aber die Präliminarien zerschlugen sich, ehe es zum förmlichen Vertrage gekommen. Baumgärtner gieng in die Heimath zurück. Im Jahre 1524 schrieb Luth^{er} an ihn: „Wenn du deine Kät^{he} noch haben willst, so beeile dich, ehe sie einem andern gegeben wird, der zur Hand ist. Sie hat die Liebe zu dir noch nicht überwunden. Ich wenigstens würde mich freuen, wenn ihr mit einander verbunden würdet." Aber Hieronymus wollte offenbar nicht, und es ist ein gutes Zeichen für die Gutmüthigkeit der Verschmähten, daß sie den Ungetreuen noch nach 18 Jahren grüßen läßt.

Nun sollte Katharina den andern Freier nehmen, einen jungen Geistlichen Namens Caspar Glaz, einen Mann von so heftigem Charakter, daß er sich dadurch später Entsetzung vom Amte zuzog. Aber den will Katharina durchaus nicht nehmen. Klagend kommt sie zu Amsdorf, Luthers Freunde, und bittet ihn, diesen auf andere Gedanken zu bringen. Würde Amsdorf freilich oder Luth^{er} sie zur Gattin begehren, so wolle sie sich nicht weigern. Man hat diese Aeußerung der Katharina in Zweifel gezogen, aber wenn sie dieselbe auch gethan hat, wie ich denn der Meinung bin, daß sie dieselbe gethan hat, so dürfen Sie diese naive, nach unseren Begriffen unweibliche Offenheit ihr nicht sehr übel nehmen.

Andere Zeiten, andere Sitten! Es war eben dazumal des freiherrn von Knigge nutzbringendes Buch „Ueber den Umgang mit Menschen“ noch nicht erschienen.

Ob nun das offene Wort der Katharina auf Luthers Entschließungen von Einfluß gewesen ist, das hat er Niemandem gesagt. Jedenfalls ging noch ein halbes Jahr hin, ehe er einen entscheidenden Schritt unternahm. Schon seit Jahren war er vom Papst gebannt, vom Kaiser geächtet, und nun hatte er gerade um jene Zeit durch sein Verhalten den aufständischen Bauern gegenüber die Wuth der niederen Volksschichten gegen sich entflammt. Sein Leben stand in täglicher Gefahr; die verschiedenartigsten Menschen und Parteien dürsteten danach, dem Wittenberger Mönche die blutige Märtyrerkrone auf das Haupt zu drücken. Sollte er durch den Bruch des Eölibats noch mehr den Zorn der Feinde reizen? War es nicht bedenklich, nicht gewissenlos, am Rande eines Abgrundes eine Familie zu gründen?

Und doch mußte gerade in jener Zeit des Sturmes und Unwetters die Sehnsucht nach dem stillen, friedlichen Hafen einer Häuslichkeit sich mächtig in der Brust des Mannes regen. Man merkt es aus seinen Briefen, daß seine Abneigung gegen das Heirathen allmählich abnimmt. Mit seiner Billigung und auf sein Zurathen treten immer mehr Geistliche in die Ehe. Schon 1522 waren seine Freunde Justus Jonas und Bugenhagen mit gutem Beispiel vorgegangen, ebenso Zwingli im Jahre 1524. In einem gedruckten Sendbriefe rieth er sogar dem bekannten Erzbischofe Albrecht von Mainz und Magdeburg zu, seine Bisthümer zum weltlichen Fürstenthum zu machen und sich selbst in den Ehestand zu begeben. Charakteristisch ist, was er in dieser

Angelegenheit an seinen Schwager Doctor Johann Rühel, der kurmainzischer Rath war, schreibt: „Und ob Se. kurfürstl. Gnaden abermal würde sagen, wie ich zuvor auch gehört habe, warum auch ich nicht (ein Weib) nähme, der ich Jedermann dazu reize, sollet Ihr antworten, daß ich immer noch gefürchtet, ich sei nicht tüchtig genug dazu. Doch wo meine Ehe Sr. kurfürstl. Gnaden eine Stärkung sein möchte, wollte ich gern bald bereit sein, Sr. kurfürstl. Gnaden zum Exempel vorher zu traben.“

So reißt in Luthers Seele der Entschluß. Mit den Freunden sprach er nicht über die Angelegenheit. Mußte er doch fürchten, bei nicht wenigen auf Widerspruch zu stoßen. Der ängstliche Melanchthon war nicht der einzige, der den Anlaß zu Eästerungen fürchtete, und sein Freund Hieronymus Schurf sagte: „Wenn dieser Mensch ein Weib nähme, so würde die ganze Welt, ja der Teufel selber lachen, und er all seine Sache damit verderben.“ Luther selbst giebt zwei Gründe an, die für ihn bestimmend gewesen: die Rücksicht auf den Wunsch seines alternden Vaters, und die Absicht, die gute Sache durch sein Beispiel zu stärken. Von einer unüberwindlichen Neigung zu der Katharina, von romantischem Liebesdrange ist bei dem Zweieundvierzigjährigen nichts zu bemerken. Wir müssen ihm Glauben schenken, wenn er einem seiner liebsten Freunde schreibt: „Ich bin nicht verliebt und nicht in Leidenschaft.“ Wenn er aber hinzufügt: „Ich bin der Kätthe gut,“ so merken wir doch, daß auch diesem Manne nicht fremd geblieben jenes tiefe, ahnungsvolle Sehnen, das ein tiefsinniger Grieche so geistvoll dargelegt hat, und das so schmucklos und einfach aus dem Bibelwort hervorklingt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei.“

Doch sehen wir, welchen Lauf Luthers Heirathsangelegenheit genommen. Es war am Nachmittage des 13. Juni 1525, des Dienstags nach dem Trinitatisfeste, als Luther, von drei vertrauten Freunden, dem Doctor Pommer, dem Maler Lucas Cranach und dem Professor des kanonischen Rechts Doctor Johann Apel, begleitet, in das Haus des Stadtschreibers Reichenbach trat. In aller Form wirbt er bei dem Hausherrn um dessen Pflegebefohlene Katharina. Diese wird herbeigerufen und hält anfangs die Sache für Scherz; als sie jedoch den Ernst erkennt, willigt sie ohne sprödes Zaudern ein. Inzwischen erscheinen noch der Propst Doctor Justus Jonas und Cranachs Gattin, und sofort traut Bugenhagen das Paar, ohne Schein und Aufgebot. Das geschah um 5 Uhr. Nach einer gemeinsamen Abendmahlzeit ging die kleine Gesellschaft aus einander. Luther rechtefertigte später diese Eile mit folgenden Worten: „Die Hochzeit lange aufschieben ist sehr gefährlich, weil der Satan gern Hinderniß und viel Gewirre machet durch böse Zungen, Verleumder und die beiderseitigen Freunde. — Wenn ich nicht alsbald und in der Stille hätte Hochzeit gehalten, mit Vorwissen weniger Leute, so hätten sie es alle verhindert; denn alle meine besten Freunde schrieen: Nicht diese, sondern eine andere.“

Am Tage nach der Hochzeit gab Luther seinen Wittenberger Freunden eine Mittagsmahlzeit, bei der jedoch der bedenkliche Melanchthon fehlte. Der Wittenberger Rath sandte seinen Glückwunsch und als eine Ergötzlichkeit und Verehrung 14 Maß verschiedenen Weines. Eine noch größere Feier, zu der auch Luthers Eltern, auswärtige Freunde und Gönner geladen wurden, fand am 27. desselben Monats

statt. Auch dies Mal steuerte der Rath eine Ehrengabe, 20 Gulden und ein faß Einbecker Bier, fügte auch zu Neujahr noch ein Schoß Schwäbischer Leinwand hinzu. Die Universität bezeugte gleichfalls ihre Theilnahme, und zwar durch einen großen silbernen Ehrenbecher, der sich jetzt in der Universitätsbibliothek zu Greifswald befindet.

So war denn der Bund geschlossen. Die Freunde schüttelten zum Theil bedenklich das Haupt, die Gegner ergossen eine Fluth von Spott und Schmach über das Paar. Man erwartete, aus der Ehe des Mönches mit der Nonne würde der Antichrist hervorgehen. Luther ließ sich dadurch nicht anfechten. Er war es gewohnt geschmäht zu werden und zahlte mit gleicher Münze. Katharina mochte wohl öfters zagen, aber der Gatte wußte ihre Sorgen und Bedenken zu zerstreuen, und so entfaltet sich denn in dem Wittenberger Augustinerkloster, das der Kurfürst dem Reformator schon früher geschenkt hatte, eine edle, glückliche Häuslichkeit. Lassen Sie uns darin uns umsehen, lassen Sie uns vor allem sehen, wie die Käthe dort gewaltet als Hausfrau, als Gattin, als Mutter. Zunächst aber fragen Sie gewiß: wie haben wir uns die Frau Käthe zu denken? Wie war ihr Aeußeres, ihre Bildung, ihr Charakter?

Da muß ich Ihnen nun leider gestehen, das, was man sich gewöhnlich unter einem Frauenideale vorstellt, war sie nicht. Es ist überhaupt eine eigene Sache mit den Idealen. Sie existiren ja, Gott sei Dank, daß sie existiren, aber sie haben ihr Dasein eben nur in der Idee. Der Jüngling, die Jungfrau sucht sie in der Wirklichkeit. Mann und Frau dürfen sich glücklich schätzen, wenn das farge Erdenleben ihnen nur eine Annäherung an das Ideal, eine leidlich

gelungene Copie des bezaubernden Urbildes darbietet. Und so ist denn die Kätke keineswegs eine Raphaelische Madonna, aus deren Antlitz uns des Himmels friedliche Klarheit entgegenstrahlt, ist auch nicht die mit verführerischen Reizen ausgestattete Circe, zu der die katholischen Scribenten sie haben machen wollen. Aber schmuck und hübsch muß sie gewesen sein. Sehen Sie doch ihr Bild an, Sie finden es auf unserer Herzoglichen Bibliothek; Lucas Cranach hat es gemalt. Vielleicht finden Sie die Züge etwas herbe und strenge. Dann vergessen Sie nicht, daß auch die Madonnen der alten deutschen Maler etwas harte, bestimmte, ich möchte fast sagen, männliche Züge an sich tragen. Die deutsche Jungfrau ist offenbar im Laufe der drei Jahrhunderte mit der steigenden Gesittung und Bildung zarter, ätherischer geworden, ob immer zum Vortheil, darüber darf sich meine Bescheidenheit kein Urtheil erlauben.

Doch kehren wir zur Kätke zurück und fragen nach ihrer geistigen Bildung. Dieselbe war natürlich gerade so, wie sie in einer Zeit sein konnte, die es versäumte, die schlummernden Keime der Kindesseele in Kindergärten zu wecken, zu treiben, zu zeitigen, in einer Zeit, die noch nicht einmal die einfachsten Töchterschulen kannte und von höheren Bildungsanstalten für die weibliche Jugend oder gar von Lehrerinnenseminaren keine Ahnung hatte. Von einer Prüfungscommission unseres gebildeten Jahrhunderts hätte die arme Katharina schwerlich ein gutes Zeugnis erhalten. Fremde Sprachen kannte sie nicht, mit ihrer Schreibkunst war es auch nicht weit her, auch in Geographie und Geschichte war sie schwach. Einst saß sie neben dem eifrig studirenden Gatten und unterbrach ihn mit der Frage: „Herr

Doctor, ist der Hochmeister von Preußen des Markgrafen Bruder?" Luther mußte lächeln; denn Hochmeister und Markgraf waren ein und dieselbe Person, und von den Vorgängen in Preußen wurde damals in Wittenberg gerade viel gesprochen.

Eins aber konnte die gute Kätthe doch, sie konnte lesen, und las auch fleißig, aber freilich keine Romane und Journale und dergleichen Quellen, aus denen die Jungfrau des 19. Jahrhunderts ihre Bildung schöpft. Sie las die Bibel, die ihr Mann ja eben erst in so vortreffliches Deutsch übertragen hatte. Sie las gern darin, und man sagt, es soll ihr nicht geschadet haben.

Aber, so höre ich fragen, wie konnte eine so einfache Frau einem so gelehrten, einem so geistvollen Manne genügen? Wie konnte seine große Seele Befriedigung finden in dem Zusammenleben mit einem Weibe, das so tief unter ihm stand?

Ueber den Geschmack soll man nicht streiten. Wer weiß, ob dem Luther ein Blaustrumpf lieb gewesen wäre. Im günstigsten Falle hätte er auch schwer einen bekommen können; denn die Bildung, lassen Sie mich lieber sagen, die Gelehrtheit der Frauen lag damals noch sehr im Argen. Hören Sie Luthers eigene Worte: „Weiber reden vom Haushalten wohl als Meisterinnen mit Hofseligkeit und Lieblichkeit und also, daß sie Ciceronem, den beredtesten Redner, übertreffen. Und was sie mit Wohlredenheit nicht können zu Wege bringen, das erlangen sie mit Weinen, und zu solcher Wohlredenheit sind sie geboren; denn sie sind viel beredter und geschickter von Natur zu den Händeln, denn wir Männer, die wir's durch lange Erfahrung,

Uebung und Studiren erlangen. Wenn sie aber außer der Haushaltung reden, so taugen sie nichts; denn wiewohl sie Worte genug haben, doch fehlet und mangelt's ihnen an Sachen, die sie nicht verstehen. Darum reden sie auch davon läppisch, unordentlich und wüste durch einander über die Maaße; daraus erscheinet, daß das Weib geschaffen ist zur Haushaltung, der Mann aber zur Polizei, weltlichem Regiment, zu Kriegen und Gerichtshändeln, die zu verwalten und zu führen."

Das klingt allerdings hart und paßt nicht mehr auf unsere Zeit. Aber Luther hat die Bescheidenheit seiner Ansprüche, die er übrigens ja mit dem größten deutschen Philosophen theilt, glücklich gemacht. Uebrigens müssen Sie Sich auch den Bildungszustand der Kätke nicht zu gering vorstellen. Hatte sie auch für die gelehrte Thätigkeit ihres Gatten kein volles Verständniß, so fehlte es ihr doch nicht an Interesse für sein Wirken. Luther theilte ihr bedeutsame Vorfälle mit und las ihr Briefe vor. Das ist immerhin ein günstiges Zeugniß für sie.

Besser als mit der Bildung des Erkenntnißvermögens stand es bei der Kätke mit der Bildung des Herzens, und wenn man von Frauenbildung spricht, so sollte man (das ist wenigstens meine bescheidene Meinung) die Bildung des Gemüthslebens in den Vordergrund stellen. Katharina war freilich keine in Sentimentalität zerfließende Gefühlschwärmerin, sie war eine durchaus praktische, reale Natur. Aber das Herz hatte sie auf dem rechten Flecke. Ihre Frömmigkeit ist rein, ungeheuchelt, schlicht und ohne viele Worte; demüthig erkennt sie, wie fern sie noch sei vom Ziele christlicher Vollkommenheit. In rastloser Erfüllung ihrer Pflicht-

ten, in treuer Liebe zu ihrem Manne und zu ihren Kindern dient sie ihrem Gott. Sie hat ein Herz für die Noth ihrer Mitmenschen und stellt gern das eigene Wohl und die eigene Sicherheit hinter das fremde Weh und Bedürfniß zurück. Das zeigte sich besonders in den Jahren, in denen die Pest in Wittenberg einkehrte. Sie wüthete besonders stark im J. 1539. Der Rath verließ die Stadt, viele Kranke kamen aus Mangel an Pflege um. Katharina blieb mit dem Gatten und half so gut es gieng. Als die Seuche vier Kinder zu Waisen gemacht hatte, fanden dieselben Aufnahme im Augustinerkloster, obwohl viele den Kopf schüttelten und meinten, das hieße Gott versuchen. Den alten gebrechlichen Vater des Mannes hätte sie gern in Wittenberg gehabt, um ihn wie eine Tochter zu pflegen. Aber der alte Mann starb, ehe ihr Wunsch erfüllt wurde, gerade in der Zeit, als Luther 1550 in Koburg den Verlauf der Verhandlungen auf dem Augsburger Reichstage abwartete.

Freilich, eine Heilige ist Katharina nicht gewesen, sie hat ihre Schwächen und Fehler; aber Luther meint, er hätte allenthalben unter den Eheleuten größere gefunden. Ihr Hauptfehler scheint ein etwas herrischer, hochfahrender Sinn gewesen zu sein. Luther nennt sie wohl aus diesem Grunde öfters scherzhaft „mein Herr Käthe“. Aber vor der gewaltigen Persönlichkeit des Mannes beugt sich der aufstrebende Sinn der Frau, bis an den Tod nennt sie ihn „Herr Doctor“ und redet ihn mit „Ihr“ an, und Luther giebt ihr das Zeugniß, daß sie ihm wie eine Magd gedient. Auch das ist ihr vorgeworfen, daß sie den Gatten in seinen letzten Lebensjahren gegen diesen und jenen aufgereizt habe. Aber Luther war damals oft mürrisch, besonders war er

mit manchen sonst befreundeten Männern unzufrieden, im Heerlager der Evangelischen herrschte viel Zwist, mangelte es an Parteidisciplin. Wenn er da denn einmal losdonnerte gegen die, welche ihn geärgert, und wenn dann die Käthe mit einstimmte und die, welche ihrem Manne so viel Noth, Schererei und Verdruß machten, nicht gerade mit den zarresten Ehrentiteln belegte, wer will ihr zürnen? Es will mich bedünken, manche gute Frau unserer Zeit hätte es ebenso gemacht.

Ein anderer Vorwurf geht dahin, daß sie sich mit Haushaltungsjorgen mehr zu schaffen gemacht habe, als wohl nothwendig und ihr selbst gut gewesen sei. So ganz ohne Grund ist dieser Vorwurf nicht. Sie glich in der That mehr der Martha, von der das Evangelium erzählt, als der Maria. Aber am Ende ist es doch nicht gerecht und stimmt nicht zu der Meinung des Heilandes, wenn die Martha mit ihrer Vielgeschäftigkeit häufig so preisgemacht wird. Es giebt Naturen, denen ein beschauliches Stillleben wenig zusagt, die in einer regen Thätigkeit ihre Freude finden, und als Hausfrauen sind solche Naturen wohl an ihrem Orte.

Und eine gute, tüchtige, rührige, unermüdet thätige, häuslicherische Hausfrau ist die Käthe gewesen. Eine große Last ruhte auf ihren Schultern. Der Gatte konnte sie ihr bei seinen vielen Geschäften nicht erleichtern. Das Augustinerkloster ist ein sehr umfangreiches Gebäude. Welche Mühe, darin für Ordnung und Reinlichkeit zu sorgen, welche Mühe, es in Bau und Besserung zu erhalten! In zwei großen Gärten zog man die Bedürfnisse für den Haushalt. Später kam noch ein Landgut hinzu, Zulsdorf genannt.

Dort wurden Pferde gehalten, es mußte gebaut werden, die Maurer machten schon damals den Hausfrauen viel Verdruß. Oft war Kätke so sehr mit diesen Dingen beschäftigt, daß Luther sagte, sie wohne mit dem Leibe in Wittenberg, mit dem Geiste in Zulsdorf. Zum Scherze nannte er sie wohl seine Zulsdorferin. Es war eine Freude für die wackere Hauswirthin, wenn sie dem Gatten und den Gästen Fische aus dem eigenen Teiche, selbstgezo- genes schönes Obst u. dgl. vorsetzen konnte. Ihre Baulust scheint nicht gering gewesen zu sein. Einst hatte sie im Kloster einen Keller gebaut und ihn dem Gatten gezeigt. Kaum hatte das Paar den Keller verlassen, da stürzte das Gewölbe ein. Nach der Sitte jener Zeit hatte die Frau Professorin Studenten und Magister als Kostgänger im Hause. Die waren nicht immer die feinsten Gesellen, da galt es auftreten und auf Ordnung halten; auch machte das Einmahnen der rückständigen Kostgelder oft viele Noth. An Gästen fehlte es selten. Einst logirte die Kurfürstin von Brandenburg im Kloster, ein anderes Mal die Herzogin Ursula von Münsterberg. Beide hatte Glaubensverfolgung nach Wittenberg geführt. Auch eine abgefeymte Schwindlerin, sie nannte sich Rosina von Truchseß, mißbrauchte eine Zeit lang die Gastfreundschaft in Luthers Hause. Sie benahm sich aber schlecht und wurde von der resoluten Kätke in aller Stille abquittirt. Nicht selten vereinigte Luther seine Freunde zu einem Festgelage, gab auch wohl gelegentlich einem jungen gelehrten Freunde den Doctorschmaus. Dazu kam nun noch die Sorge um den oft kränklichen Gatten, für die Kinder, die auch öfters krank waren.

Für Luther war es wahrlich recht gut, daß er eine so

tüchtige und haushälterische Martha zur Hauswirthin hatte. Sein Gehalt war allerdings nach damaligen Verhältnissen recht gut. Er bekam jährlich 200 Gulden, die nach jetzigen Geldverhältnissen etwa den zehnfachen Werth hatten, dazu noch Deputate an Korn, Malz und Holz. Aber der große Mann verstand sich schlecht auf seinen Nutzen und auf das Haushalten. Honorar für seine Schriften und für seine Vorlesungen nahm er nicht, Geschenke erbat er wohl für Andere, nie für sich, oft wehrte er ab, wo ihm etwas zugedacht war. Seine Hand war stets dem Dürftigen geöffnet, oft wurde seine Gutherzigkeit gemißbraucht. Bürger und Studenten, Flüchtlinge und Vagabunden suchten seine Hilfe, er konnte nicht gut Nein sagen. Zuletzt wollten seine Freunde im Rath seine Bürgerschaft nicht mehr annehmen, damit er sich nicht ganz und gar ruinire. So kam es denn, daß oft kein Geld im Hause war. Im J. 1527 konnte er einem Freunde nicht einmal 8 Gulden leihen, dazu waren Silberfachen verpfändet und Schulden gemacht. Einst nahm er, um nur geben zu können, das Pathengeld der Kinder, und als er ein anderes Mal von einem armen Studenten angesprochen wurde, ergriff er einen silbernen Becher, drückte ihn zusammen und gab ihn fort mit den Worten: „Ich brauche keinen silbernen Becher; da nimm ihn, trage ihn zum Goldschmied, und was du dafür lösest, das behalte.“ Die gute Käthe mochte oft unzufrieden über solches Treiben sein, redete wohl auch gelegentlich ein entschiedenes Wort dazu; aber statt viel zu zanken, suchte sie die Lücken, die der Gatte machte, durch Ordnung und Sparsamkeit auszufüllen. Es ist vorzugsweise ihr Verdienst, daß bei dem Tode des Gatten die Hinterlassenschaft auf 8000 bis

9000 Gulden, in jetziger Zeit etwa soviel wie 50,000 Thaler, geschätzt werden konnte.

Aber nicht bloß als Hausfrau, sondern auch, ja ganz besonders als Mutter und Gattin verdient Katharina die uneingeschränkste Hochachtung. Welch herzliches Verhältniß sie mit dem Gatten verknüpfte, wie liebevoll sie um ihn sorgte, wie hoch sie von ihm gehalten wurde, davon geben zahlreiche Aussprüche Luthers das sprechendste Zeugniß. Wenn einer sagen kann: „Ich bin, bleibe und sterbe im Lob des heiligen Ehestandes,“ so muß wohl ein heller Strahl ehelichen Glückes in sein Herz gefallen sein. Ich hebe aus den vielen Aussprüchen Luthers, die uns erhalten sind, nur wenige heraus: „Die höchste Gnade und Gabe Gottes ist: ein fromm, freundlich, gottesfürchtig und häuslich Gemahl haben, mit der du friedlich lebest, der darfst du all dein Gut und was du hast, ja dein Leib und Leben vertrauen . . . Käthe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat, darum du, wie andere fromme Weiber, bist wie eine Kaiserin. Erkenne es und danke Gott.“ Als ihm sein erstes Söhnlein geboren, schreibt er: „Es grüßt dich Käthe, meine Rippe, und dankt dir, daß du sie mit einem so liebevollen Briefe beehrt hast. Sie selbst befindet sich, Gott sei Lob, wohl und ist mir folgsam und in allem zu Willen und mehr nütze, als ich zu hoffen gewagt hätte, Gott sei Dank, so daß ich meine Armuth nicht mit eines Krösus Schätzen vertauschen möchte.“ Er sagte auch wohl, er achte sie theurer als das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft, und den Brief an die Galater, der ihm vor allen Schriften der Bibel besonders werth war, nannte er „seine Käthe“. Noch in seinem Testamente giebt

er ihr das ehrenvollste Zeugniß und setzt sie vertrauensvoll zur Vormünderin der Kinder ein.

Nach allem diesen muß Katharina eine glückliche Frau gewesen sein. Was böte denn auch die Erde Lieblicheres, als wenn zwei gute Menschen in Liebe und Eintracht einander zugethan sind! Es fehlte dem Paare nicht an dem, was eine glückliche Ehe erst recht glücklich macht. Eine frohe Kinderschaar spielte bald in den Räumen, in denen bis vor wenigen Jahren die ernstesten, schweigsamen Mönche einhergeschritten waren. Es fehlt nicht an Aeußerungen, die uns zeigen, mit welcher herzlicher Freude die Eltern auf den gedeihenden Nachwuchs blickten. „Kinder sind die lieblichsten Früchte und Bande der Ehe, die binden und erhalten das Band der Liebe,“ pflegte Luther zu sagen.

Bei der Erziehung gieng es in seinem Hause wie in vielen andern Häusern: die Mutter nachgiebig, weich, der Vater strenge. „Ich will lieber einen todten, denn einen ungezogenen Sohn haben,“ sagte Luther einmal, als die Mutter nebst einigen Freunden des Hauses ihn bat, den ältesten Sohn, den er wegen einer Unart schon drei Tage nicht vor sich gelassen hatte, wieder zu Gnaden aufzunehmen. Große Sorgfalt wurde auf die geistige Ausbildung der Kinder verwendet, Luther hielt ihnen einen Hauslehrer, und es ist rührend zu hören, wie der alte Doctor der Theologie mit den Kleinen täglich den Katechismus treibt.

Aber das Familienglück blieb nicht ungetrübt. Die Ehe ist ja in den seltensten Fällen ein Pfad, der fortwährend über Blumenauen führt. Auch Katharina hat in reichem Maaße die Dornen fühlen müssen. Aber die Dornen haben ihren Segen für solche, die im Kerne gesund sind. Was

äußerlich verloren geht, wird innerlich reichlich wieder gewonnen. Wir dürfen wohl annehmen, daß auch Kätthe den Segen des Kreuzes erfahren und dem Wahlspruche des Vaters beigestimmt hat, der da lautet:

Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Krenze steht.

Sechs Kinder hatte sie geboren, zwei davon starben vor den Eltern. Ein Töchterchen entschlief wieder, ehe es noch den süßen Mutternamen hatte lallen können. Tiefen Schmerz noch mußten die Eltern durchkosten, als das 15-jährige Magdalenchén ihnen genommen ward, ein Kind von schönen Geistesgaben und sanfter Gemüthsart, überaus fromm und gehorsam. Es ist natürlich, daß in der Beschreibung, die uns von dem Trauerfalle erhalten ist, die trauernde Mutter vor dem schmerzlich bewegten Vater zurücktritt. Ihr Herz ist darum nicht weniger bekümmert gewesen als das seinige.

Als das Kind krank lag, klagte Luther: „Ich habe sie sehr lieb und wollte sie gern behalten, wenn sie mir unser Herrgott lassen wollte; aber ist es dein Wille, lieber Gott, daß du sie dahin nehmen willst, so will ich sie gern bei dir wissen.“ Und zu dem Kinde sprach er: „Magdalenchén, mein Töchterlein, du bliebest gerne hier bei deinem Vater und zeuchst auch gerne zu jenem Vater!“ „Ja, Herzensvater, wie Gott will!“ war des Kindes Antwort. Als es sich zum Sterben neigte, fiel der Vater vor dem Bette auf die Knie und weinte bitterlich und betete, daß Gott sie erlösen wolle. Die Mutter blieb weiter vom Bett stehen, um der Traurigkeit willen. Luther suchte sie, so gut es gehen wollte, zu trösten. „Liebe Kätthe, bedenke doch, wo sie hin-

kommt," spricht er. „Sie kommt ja wohl! Aber Fleisch und Blut thun wie ihre Art ist, der Geist lebt und ist willig." Es wurde ihm selbst schwer, die Fassung zu behalten. Er sprach: „Ich bin ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig. Das Fleisch will nicht heran, das Scheiden verzirt einen über die Maassen sehr. Wunderdings ist's, wissen, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch traurig sein."

Auch die Kinder, welche sie behielt, eine Tochter und drei Söhne, machten der Mutter Noth genug. Wir hören, daß auch sie dann und wann krank waren. Die Knaben lernten wohl nicht immer, wie sie sollten, und der eine von ihnen, Martin, hat später seinem Namen wenig Ehre gemacht.

Audere Sorgen und Schmerzen lassen Sie mich übergehen, nur die, welche sie um des Gatten willen hatte, dürfen wir nicht verschweigen. Schon die allzugroße Freigebigkeit desselben machte der sparsamen Hausfrau manche Sorgenstunde, bei weitem mehr aber die heftigen Krankheitsfälle, von denen Luther öfters ganz plötzlich befallen wurde. Dann sein heftiges Wesen, das dann wohl wieder in eine tiefe Niedergeschlagenheit umschlug. Auch die weiten Reisen, die Luther zu machen hatte, hielten sie in Angst. Die Wege waren schlecht, die Straßen unsicher, hinter jedem Busche konnte ein fanatischer Feind verborgen lauern. Auf einer dieser Reisen im Jahre 1537 wurde Luther so gefährlich krank, daß nicht bloß er selbst, sondern auch seine Umgebung an seiner Genesung verzweifelte. Aber Katharina war nicht die Frau, die in schweren Zeiten die Haltung und das Gottvertrauen verlor. In dem dritten Jahre der Ehe erkrankte

Luther so schwer, daß er bereits von den Seinen für die letzte Heimfahrt Abschied genommen hatte. Die Lage der Wittwe und ihrer Kinder wäre die allertraurigste gewesen. Laue Freunde, heftige Gegner, die Kasse leer, Schulden dazu, wenige silberne Becher fast die ganze Habe. Luther empfahl sie seinem Gott, der ein Vater der Waisen und Wittwen ist. Aus dieser Zeit ist uns ein Wort der Katharina erhalten, das ich nicht unerwähnt lassen möchte. „Mein lieber Herr Doctor, sprach sie, ist es Gottes Wille, so will ich Euch bei unserm lieben Herrgott lieber denn bei mir wissen. Es ist nicht allein um mich und mein Kind zu thun, sondern um viele fromme, christliche Leute, die Eurer noch bedürfen. Wollet Euch, mein allerliebster Herr, meinethalben nicht bekümmern, ich befehle Euch seinem göttlichen Willen; ich hoffe und traue zu Gott, er werde Euch gnädiglich erhalten.“

Gegen Ende des Lebens wurde die Stimmung des großen Mannes oft sehr trübe. Da galt es ihn aufheitern und trösten. Besonders schlimm war es ein Jahr vor seinem Tode. Unter den Studenten herrschte ein rüder, wüster Ton, die Juristen machten mit ihren Spitzfindigkeiten Luther viel Verdruß, mit alten Freunden, wie Melancthon, war das frühere innige Verhältniß gelockert. Da faßte er den Entschluß, Wittenberg zu verlassen. Er gieng nach Leipzig und erklärte, nicht wiederkehren zu wollen. Erst den vereinten Bemühungen der Stadt, der Universität, des Kurfürsten gelang es, den Zürnenden zu begütigen und zur Rückkehr zu bewegen.

Das alles konnte nicht ohne Schmerz für Katharina vorüber gehen. Das Schlimmste stand noch bevor. Im

Anfang des Jahres 1546 zog Luther nach Eisleben, damit er, man denke den Contrast, damit er, der Bergmannssohn, Streitigkeiten der Grafen von Mansfeld schlichten möge. Es war eine schlimme Reise, mitten im Winter, auf schlechten Wegen, über die angeschwollene Saale. Katharina hatte den Gatten mit bösen Ahnungen scheiden sehen, aber Briefe melden ihr, wie die Reise trotz aller Hindernissen glücklich von statten gegangen, und liebevoll muß sie sich schelten lassen wegen ihrer Sorglichkeit. Da bringt ein neuer Brief ganz unerwartet die Todeskunde. Am 18. Februar war Luther zu Eisleben, seinem Geburtsorte, aus dem mühevollen Erdenleben zum ewigen Frieden eingegangen.

Es meldet uns Niemand, wie Katharina die Schmerzenskunde aufgenommen, ihre Klage verhallte in dem allgemeinen Wehegeschrei, das die Leiche von Eisleben nach Wittenberg begleitete. Als der Wagen mit Luthers Leiche in das Elstertor zu Wittenberg einfuhr, saß Katharina mit der Tochter Margaretha und einigen Matronen auf dem nächstfolgenden Wagen.

Der Volksmund sagt: Wittwenstand, harter Stand! Das sollte auch Luthers Wittwe im reichsten Maaße erfahren. Die äußeren Verhältnisse waren ja recht günstig. Zu der immerhin bedeutenden Hinterlassenschaft schenkte der Kurfürst den Erben noch 2000 Gulden, eine gleiche Summe versprochen die Grafen von Mansfeld. Aber bereits bei der Ordnung des Nachlasses mußte Katharina bittere Erfahrungen machen. Luther hatte sie in seinem Testamente zur Vormünderin der Kinder eingesetzt; jetzt suchte man ihr den Einfluß auf die Erziehung der Söhne zu entziehen, suchte ihr bei Verwaltung des Vermögens die Hände zu binden. Nicht ohne Härte

warf man ihr die Fehler vor, die wir bereits haben kennen lernen; die Freunde, auf die sie glaubte rechnen zu dürfen, waren lau; in den Vorschlägen des Kanzlers Brück, dessen Wort bei der Ordnung der Verhältnisse von Gewicht war, ist kaum eine Spur von Wohlwollen gegen die Wittwe seines alten Freundes zu entdecken.

Aber dabei sollte es nicht bleiben. Der Schmalkaldische Krieg brach herein. Der treulose Herzog Moritz fiel in das Gebiet seines Veters, des Kurfürsten, Wittenberg wurde belagert. Da floh Katharina mit vielen andern Einwohnern der bedrohten Stadt nach Magdeburg. Der Kurfürst befreite zwar sein Land wieder und rief die Flüchtigen zurück, aber schon im April 1547 nahm ihm die unglückliche Schlacht bei Mühlberg Land und Freiheit. Wittenberg fiel in die Hände des siegreichen Kaisers, Moritz wurde Kurfürst an Johann Friedrichs Statt. Um nicht in die Hände der Kaiserlichen zu fallen, floh Luthers Wittwe abermals nach Magdeburg, von dort führte Melanchthon sie nach Braunschweig, wo der Rath sie unterstützte. Sie wollte noch weiter fliehen, über Lüneburg zum Könige von Dänemark. Aber die Unsicherheit der Straßen nöthigte in Gifhorn zur Umkehr.

Inzwischen forderte der neue Kurfürst, der ja selbst Protestant war, die Flüchtigen zur Rückkehr auf. Katharina wendete sich wieder gen Wittenberg. Aber der Krieg hatte ihren Wohlstand gebrochen, ihre Häuser und Güter lieferten statt des Ertrags nur die Last der Kriegsabgaben. Ihr Gönner, der frühere Kurfürst, saß im Kerker, der neue Landesherr scheint sich nicht für sie interessirt zu haben. Vom Könige von Dänemark erfolgte auf ihr Bitten eine Unterstützung, bald blieb auch diese aus. So mußte sie

denn durch Vermiethen ihres Hauses und durch Aufnahme von Kostgängern ihr Leben fristen. Der älteste Sohn studirte auswärts, die Tochter war mit den beiden jüngsten Söhnen im Hause der Mutter.

Da brach im Jahre 1552 in Wittenberg die Pest mit furchtbarer Heftigkeit aus. Die Universität wurde nach Torgau verlegt. Auch Katharina verließ ihr Haus, darin schon die Pest aufgetreten war, und zog der Universität nach. Unterwegs werden die Pferde scheu, der Wagen schlägt um, Katharina wird in eine Lache kalten Wassers geworfen. Man schafft sie nach Torgau. Der Sturz und die Erkältung werfen sie auf's Krankenlager, ein Zehrfieber stellt sich ein, und am 23. December 1552 endet der Tod die Leiden der vielgeprüften Dulderin. Schon am folgenden Tage fand unter Theilnahme der Professoren und Studenten das Begräbniß statt.

Von ihrem Verhalten auf dem Krankenlager erzählt ein alter Bericht folgendes: „Während ihrer ganzen Krankheit tröstete sie sich und hielt sich aufrecht mit Gottes Worte und wünschte sehnlich ein sanftes Abscheiden aus diesem armen Leben, befahl auch die Kirche und ihre Kinder Gotte und bat, daß die Reinheit der Lehre, welche Gott durch ihres Mannes Wort dieser letzten Zeit wiedergegeben, unverfälscht den Nachkommen überliefert werden möge.“

Wir stehen am Schluß. Es ist ein schlichtes, anspruchsloses Bild, das sich vor Ihren Augen entrollt hat. Es hätte wohl der eine oder andere Zug noch hinzugefügt werden können; aber der enge Rahmen, in den das Bild gespannt werden mußte, ließ es nicht zu. Der Gesamt-

Kölsdewey, Lebensbilder.

eindruck wäre auch schwerlich ein anderer geworden. Aber ein liebes und freundliches Bild ist es gewiß, das Sie von der Kätke mit nach Hause nehmen. Die Zeit ist eine andere geworden. Andere Ansprüche werden mit Recht heutzutage an die Frau gestellt. Glückselig aber zu preisen ist das Haus, in dem die Hausfrau, die Gattin, die Mutter im Geiste von Luthers Kätke waltet.

Wie eine braunschweigische Fürstentochter
römisch ward.

.....

Nach dem Berichte des venezianischen Gesandten war im Jahre 1558, zwölf Jahre nach Luthers Tode, nur noch der zehnte Theil der Deutschen katholisch. In unsern Tagen macht die katholische Bevölkerung des deutschen Reiches über 56 Procent, also beinahe vier Zehntel der Gesamtbevölkerung aus.

Es wäre eine sehr einseitige und oberflächliche Auffassung, wollte man diesen Fortschritt des römischen und diesen Rückgang des protestantischen Wesens einzig und allein auf Rechnung des Jesuitenordens setzen. Die Männer von der Gesellschaft Jesu haben es freilich meisterhaft verstanden, für ihre Saat Zeit und Ort zu wählen, und haben es an Eifer nicht fehlen lassen, die sprossenden Keime zu behüten und zu schützen, zu pflegen und zu fördern; aber sie hätten nimmer so reichliche Ernten gehalten, wäre nicht in den Zeiten nach dem Abscheiden der großen Reformatoren der Boden des protestantischen Deutschlands für das Wuchern von Dorn und Distel so recht geeignet gewesen.

Die Massen des Landvolkes ohne eigentliche Ueberzeugung, allein durch den Willen ihrer Gebieter der neuen Lehre zugethan; die Städter in Erwerb und Wohlleben versunken, ohne weiten Blick für höhere Interessen, nicht selten

von Hader und Parteihatz entzweit und zerrissen, der Adel ohne tiefere Geistesbildung, trogend auf seine Privilegien, seine Zeit in Heerfahrten, Jagden und wüsten Gelagen vergeudend; die Geistlichkeit erfüllt von meist treu gemeintem Eifer für die reine Lehre, aber über dem theologischen Gezänk, dem Hader der Parteien und dem Gelüst, über die Geister, und nicht bloß über diese zu herrschen, der belebenden und erhebenden Kraft der evangelischen Wahrheit entbehrend; die zahllosen Fürstenhöfe Schauplätze der kleinlichsten Eifersüchteleien und Intriguen, in denen ehrgeizige Priester, schlaue Juristen und galante Frauen die Hauptrollen spielen, unter einander durch die allerfeinlichste Interessenspolitik verfeindet, ohne allen Sinn für nationale Ehre, für die Einheit und Größe des gemeinsamen Vaterlandes — das sind die hauptsächlichsten Gruppen, welche auf dem Bilde des protestantischen Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert uns entgegen treten. Wahrlich, man kann sich nicht wundern, wenn es dem rührigen, listigen, gewandten Treiben der Jesuiten gelungen ist, auf diesem verwilderten Boden ihre giftige Saat zu üppigster Entfaltung zu bringen, darf sich nicht wundern, wenn in langer Reihe Fürsten und Fürstinnen, Ritter und Edelfrauen, Gelehrte, Dichter und Künstler wie reuige Schäflein zu der Heerde des römischen Oberhirten hinüber geführt worden sind.

Vor Allem sind es die Höfe der deutschen Kleinstaaten gewesen, an denen die Jesuiten so recht nach Herzenslust gewirthschaftet haben, und an denen namentlich ehrgeizige Duodezpotentaten, abgestumpfte Wüßlinge, intrigante Prinzessinnen, schwachtende Edelsfräulein, geschmeidige Hoffschranzen das Contingent der imposanten Schaar von Conver-

titen gestellt haben, welche Rom uns triumphierend entgegen hält.

Auch unser braunschweigisches Fürstenhaus hat sich den Einwirkungen der Jesuiten nicht ganz zu entziehen gewußt, und Wolfenbüttel, die damalige Residenz, sowie das Versailles der Herzöge, Salzdahlum, bildete die Bühne, auf der sich das Drama abspielte: Wie eine braunschweigische Fürstentochter römisch ward. Ob ich freilich dieses Drama ein Trauerspiel oder ein Lustspiel nennen soll, weiß ich wahrlich nicht. Für eine Tragödie haben die Helden zu wenig sittliche Größe, und überdies schließt das Stück mit einer Heirath ab. Für ein Lustspiel fehlt es zwar nicht an Intriguen und Verwicklungen, aber es ist doch zu tragisch, wenn ein unschuldiges Kind von 14 bis 15 Jahren der Spielball großväterlichen Ehrgeizes und jesuitischer List und Schlaueit wird.

Die Hauptrolle spielt in dem Stück der mehr als siebenzigjährige Herzog Anton Ulrich. Derselbe war 1653 als der zweite von den drei Söhnen der Herzogs August geboren, der als der Stifter der weit über die Grenze des Herzogthums, ja weit über die Grenzen Deutschlands hinaus berühmten Bibliothek zu Wolfenbüttel bekannt ist. Die Prinzen erhielten, der Sitte der Zeit und namentlich dem Sinne des Vaters entsprechend, eine gelehrte Erziehung. Am meisten trat früh unter den drei Brüdern Anton Ulrich hervor. Mit ausgezeichneten Fähigkeiten ausgerüstet, wußte er durch Liebenswürdigkeit aller derer Herzen zu gewinnen, mit denen er in Berührung trat. Ein lebendiger Ehrgeiz characterisirte ihn schon in seiner Jugend. Nicht bloß daß er sich vor seinen Geschwistern stets hervorzuthun sich be-

mühte, selbst seinem Lehrer, dem gelehrten Schottelius, wollte er nicht nachstehen.

Während seines Aufenthaltes auf der Universität Helmstedt führte er eine lateinische Correspondenz mit seinem Vater, die eine bedeutende Fertigkeit im Ausdruck verräth. Später wurde er der französischen Sprache in gleichem Grade mächtig, und mit einer für jene Zeiten nicht gewöhnlichen Gewandtheit handhabte er die Muttersprache. Kein Wunder, daß er in jungen Jahren nach literarischen Lorbeeren asperirte. Ein Zeitgenosse schreibt von ihm: „Er ist sehr höflich, tapfer und großmüthig und geht bisweilen in das Cabinet der Musen, um sich nach andern Geschäften zu recreiren.“ Die etwas dickleibigen Früchte dieses vertrauten Verhältnisses entzückten zu ihrer Zeit das lesebedürftige Publicum: der fünfbandige Roman „Mesopotamische Schäferei oder die Durchlauchtige Syrerin Aramena“, sodann „die römische Octavia“, welche in mehr als 6 Bänden unter der römischen Toga die *Chronique scandaleuse* der gleichzeitigen Fürstenhöfe verbirgt oder vielmehr ausplaudert. Schon als Jüngling hatte er geistliche Lieder gedichtet, welche später als „Christ- fürstliches Harfenspiel“ wiederholt gedruckt und zum Theil in die Gesangbücher der evangelischen Kirche aufgenommen sind. Correcte christliche Gedanken sind hier in correcten Versen vorgetragen, wer aber die Persönlichkeit des Dichters kennt, wird sich der Befürchtung nicht erwehren können, daß Anton Ulrichs geistliche Lieder weniger aus einem demüthigen, gläubigen, kindlichen Christenherzen, als vielmehr aus dem Streben hervorgeflossen sind, die fürstliche Stirn mit dem damals hochgeschätzten Lorbeerzweige der religiösen Lyrik zu umschlingen. Denn Ehr-

geiz hat stets auf sein Denken und Handeln bestimmend eingewirkt.

Herzog August starb 1660, und es folgte ihm in der Regierung des Landes Rudolf August, eine biedere, treuherzige, ängstliche Natur. Ohne Liebe für die Geschäfte der Verwaltung, ließ er die Sorgen und Freuden der Regierung bald ausschließlich in die Hände des jüngern Bruders Anton Ulrich übergehen. Im Jahre 1685 nahm er ihn förmlich zum Mitregenten an. Dieser aber ließ es sich fortan auf das ernstlichste angelegen sein, den Glanz des Wolfenbüttelschen Fürstenhauses auf alle Weise zu erhöhen. Müßte Zechgelage, wie sie damals noch manches deutsche Fürstenherz erfreuten, stießen ihn ab. Eine stattliche, gebieterische und dabei durch Freundlichkeit gewinnende Persönlichkeit, liebte er es, seinen Hofstaat nach der Weise Ludwigs XIV., an dessen Hofe er ein Jahr verlebte, zu gestalten. In dem Lustschlosse zu Salzdahlum verschwendeten französische und italienische Baumeister ihre Künste; eine italienische Oper ward in der Residenz eingerichtet; auf die von ihm begründete Kunkstammer verwendete er beträchtliche Summen; eine in Wolfenbüttel errichtete Ritteracademie sollte dem in- und ausländischen Adel Gelegenheit zu einer höhern Bildung geben; die vom Vater gesammelte Bibliothek vermehrte er und baute für sie das stattliche Gebäude, das jetzt freilich dem Einflusse der elementaren Naturkräfte nicht mehr recht gewachsen ist; auch die Trinitatiskirche zu Wolfenbüttel ist ein Zeugniß, wenn nicht seines guten Geschmacks, so doch seiner Freigebigkeit, und in unserem Wolfenbüttelschen Gymnasium erinnert sein stattliches Bildniß an die Fürsorge, die er dem höheren Schulwesen zu Theil werden ließ.

Aber die glänzende und segensreiche Regententhätigkeit innerhalb der engen Grenzen des kleinen Landes genügte Anton Ulrichs weitstrebendem Ehrgeize nicht. Er mußte es mit ansehen, wie bei der verwandten jüngeren Welfenlinie in Hannover durch Vereinigung der verschiedenen Häuser ein mächtiger Länderbesitz sich concentrirte, wie der Vetter Ernst August den Kurhut auf die stolze Stirne setzen durfte, wie dem Sohne dieses Vetters sogar aus nicht allzuweiter ferne Englands Königskrone winkte.

Wie gern hätte Anton Ulrich für seine Familie eine ähnliche Erhöhung gewonnen, wie gern die verhaßten Vettern um ihre Errungenschaften gebracht! An fein durchdachten Plänen, an schlaun berechneten Entwürfen, an diplomatischen Intriguen ließ er es nicht fehlen. Vergebens. Zuletzt ging er sogar so weit, zur Erreichung seiner Pläne im spanischen Erbfolgekriege der Bundesgenosse Frankreichs zu werden. Das gereichte ihm zum Unheil. Die Vettern kamen ihm zuvor, besetzten 1702 das Land, Anton Ulrich mußte fliehen und kehrte erst zurück, als sein Bruder mit dem Kurfürsten einen Vergleich abgeschlossen, der den Vorrang der jüngeren Linie Hannover vor der älteren Linie Wolfenbüttel besiegelte. Bald darauf, Anfang 1704, starb Rudolf August ohne männliche Erben, Anton Ulrich folgte ihm als alleiniger Regent des Herzogthums. Seine ehrgeizigen Pläne waren gescheitert; aber er gab sie nicht auf. Eine andere Aussicht eröffnete sich für ihre Verwirklichung.

Um jene Zeit stritten zwei Fürstensöhne um den durch den Tod des kinderlosen Karl II. erledigten spanischen Königsthron, der eine Philipp von Anjou, ein Enkel Lud-

wigs **XIV.** von Frankreich, der andere Karl, der zweite Sohn des Kaisers Leopold.

Karl war am 12. September 1703 in Wien feierlich zum Könige von Spanien erklärt und im folgenden Jahre nach Spanien gereist. Während er dort sich bemühte, mit Hülfe der Engländer, Holländer und Portugiesen sein Königreich den Franzosen abzurufen, war man in Deutschland beschäftigt, ihm zu einer Gemahlin zu verhelfen. Der ganze Hofstaat in Wien, würdevolle Staatsmänner, sorgsame Kammerherren, die ehrwürdigen Väter von der Gesellschaft Jesu, die Oberhofmeisterinnen, die Hofdamen geringeren Ranges, sie alle wurden durch die wichtige Angelegenheit in die lebhafteste Aufregung versetzt. Eine Partei bot alles auf, die Prinzessin von Savoyen-Carignan zur Königin zu machen, von anderen Seiten wurden verschiedene deutsche Prinzessinnen in Vorschlag gebracht. Karl selbst hatte sich entschieden gegen die Italienerin erklärt. Sein Herz zog ihn zu der schönen Wilhelmine, der Schwester des Markgrafen von Anspach. Aber diese war Protestantin. Als unerläßliche Bedingung forderte man in Wien ihren Uebertritt zur katholischen Religion. Das forderte des Königs eigener Glaube, der Glaube der ganzen Kaiserfamilie, das forderte namentlich die Rücksicht auf das streng katholische und für Karl noch so wenig gesicherte Spanien. Wilhelmine von Anspach weigerte sich auf diese Bedingung einzugehen und schlug endlich nach längerem Zögern im Juli 1705 die spanische Verbindung aus. Sie hat später mit Georg II. den königlichen Thron von England getheilt.

Als die Verhandlungen zwischen Wien und Anspach ins Stocken geriethen, hielt Anton Ulrich den Zeitpunkt für

gekommen zu dem Versuche, seinem niedergedrückten Hause neues Ansehen, neuen Glanz und neue Macht zu geben. Elisabeth Christine, die i. J. 1691 geborene älteste Tochter seines zweiten Sohnes Ludwig Rudolf, der in Blankenburg Hof hielt, eine eben in jugendlicher Schönheit aufblühende Jungfrau, sollte Königin von Spanien werden. Die Sache war schwierig. Das Haus Wolfenbüttel war in Wien wegen des französischen Bündnisses übel angeschrieben, die Prinzessin wenig bekannt und noch ein halbes Kind. Aber vor welcher Schwierigkeit bebt wohl ein guter Diplomat zurück, wenn es sich um eine Königskrone handelt?

Im Jahre 1704 bereits erscheint in Wien als Agent des Herzogs der schlaue und gewandte Freiherr von Imhoff, der bald den dänischen Gesandten Baron von Urbich zum Bundesgenossen gewinnt. Mit großer Behutsamkeit gehen die gewiegten Diplomaten zu Werke und hüten sich wohl, die Damen des Hofes in ihr Vertrauen zu ziehen. „Ihnen könne, so meint Urbich, nicht viel vertraut werden, wegen ihres naturalen Defects der Verschwiegenheit.“

Nachdem endlich die Prinzessin von Anspach definitiv abgelehnt, gelingt es, den Wiener Hof für die Wolfenbüttler Mariage günstig zu stimmen. Auch Karl war dem Project nicht abgeneigt. In der That konnte er wohl zufrieden sein mit der anmuthigen Jungfrau aus Wolfenbüttel. Ein Zeitgenosse schreibt von ihr im August 1705, als die Prinzessin 14 Jahre alt war:

„Ihr Durchlauchten sind weiß, haben ein schön silberfarbigt Haar; ein wohl proportionirtes oval Gesicht; eine schöne Stirn; ein schönes geschnittenes Aug, als man zu sagen pflegt; eine schön gleich und grade Nase; die Leffzen

an dem Mund in der Mitte etwas aufgeschlagen, welches gar wohl läßt; einen proportionirten langen subtilen Hals, eine erhöbene Brust, und einen schönen graden Leib, welcher, wenn er vollends ausgewachsen, eine schöne lange Taille ausmachen wird. Sonst sind Ihr Durchl. Manieren, Kontenance, und alles Wesen sehr anständig, nichts gezwungen oder affectirt; selbige ist wohl fürstlich und christlich erzogen; die französische Sprache redet und schreibt sie in der Perfection; gleichwie sie denn auch wohl tanzen soll; hat einen Anfang von der Musik, die sie sehr liebet; sitzt und arbeitet nach der Art, als große Frauen dero Stand gemäß zu thun pflegen; zu welchen allen ihrer Frau Mutter Durchl. selbige angehalten. Was ihr Gemüth anlangt, kann es unmöglich verbessert werden; sie ist gottesfürchtig; gnädig gegen Jedermann, gleichwohl mit einer solchen Distinktion, daß der Ihrer Durchl. schuldige Respekt ungemindert bleibt; was sie redet, ist alles annehmlich. Und solches alles zeigt ihre große Vernunft bei so jungen Jahren. Was die Gesundheit betrifft, habe ich damals solche vollkommen gefunden. In Summa, ich wüßte nichts Tadelhaftes an Ihrer Durchl. zu finden, sondern bin versichert, daß, wenn Ihre Maj. die verwittbte Kaiserin nur einmal diese Prinzessin um sich hätten, selbige Ihrer Maj. völlige Gnade, Huld und Liebe gewinnen würde."

Die hauptsächlichste Vorfrage, welche bei der Eröffnung der Verhandlungen zur Sprache kam, war natürlich der Religionswechsel der Prinzessin. Anton Ulrich gab denselben sofort ohne irgendwelche Gewissensscrupel als selbstverständlich zu, und zwar ehe Elisabeth und deren Eltern nur das Geringste von der ganzen Angelegenheit geahnt hatten. Als

er im Sommer 1705 mit der „großen Affaire“, wie er sie nannte, seinen Angehörigen gegenüber hervortrat, ward der Vater der Prinzessin, der lebenslustige Ludwig Rudolf, leicht gewonnen, auch die Mutter, eine sonst streng lutherische Dame, stellte die Sache in Gottes Hand, als der Herzog sie als *Grand'mère du futur Empereur* begrüßt hatte. Die größten Schwierigkeiten machte die Prinzessin Elisabeth selbst. Erst vor etwas mehr als einem Jahre hatte sie bei ihrer Confirmation das lutherische Glaubensbekenntniß abgelegt. Mit einem lebendigen Geiste und tiefem Gemüthe begabt, hatte sie die Lehren des Christenthums nicht bloß mit dem Gedächtnisse aufgefaßt, ihre Ueberzeugungen gründeten sich auf Luthers Katechismus, und mit der Mehrzahl ihrer Glaubensgenossen war ihr die Ansicht nicht fern, daß die Annahme der katholischen Religion ein Verrath gegen die eigene Seele, daß er der Weg zur Verdammniß sei. Vor ihrer protestantischen Frömmigkeit erblickt der Glanz der Krönungskrone.

Aber der große Diplomat Anton Ulrich kam dadurch nicht in große Verlegenheit. Der geschmeidige und gewandte Fabricius, Professor der Theologie zu Helmstedt, war es, der sich dazu hergab, als Werkzeug des Herzogs die fromme Kindesseele von ihren Zweifeln zu befreien. Fabricius gehörte der Schule des großen Georg Caligt an, der mit Geist, Gelehrsamkeit und Thatkraft für das Ideal einer Union aller christlichen Parteien gewirkt und gestritten hatte. Helmstedt war der Hauptsitz der caligtinischen Theologie, aber des Meisters Geist war auf seine Schüler nur in einem sehr verdünnten Zustande übergegangen. Nur zu geneigt, mit dem katholischen Gegner zu pactiren, waren sie im

Großen und Ganzen bereit, gegen Verstattung des Kelches und der Priesterehe die Oberhoheit Roms anzuerkennen, zu großem Abscheu der orthodoxen Lutheraner jener Zeit. Der Hauptführer dieser Partei war damals der gelehrte Molanus, Abt von Loccum. Neben ihm kämpfte der große Philosoph Leibnitz, der, ohne Sinn für die Unterscheidungslehren, die Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten in Beziehung auf das Emporblühen der Wissenschaften für äußerst wichtig hielt. Zu ihnen gesellte sich Fabricius, Führer der Helmstedter Facultät, angesehen wegen seiner Gelehrsamkeit, Mitglied der neu errichteten Academie der Wissenschaften zu Berlin, Rath beim Wolfenbüttler Consistorium, Abt zu Königslutter und erster Landstand im Wolfenbüttelschen Herzogthum — und bei alledem ein charakterloser, serviler, speichelleckender Fürstentnecht. Er war der rechte Mann für Anton Ulrichs Pläne.

Bereits im October 1704 hatte der Herzog vorsorglicher Weise zu Salzdahlum mit Fabricius die Frage eines eventuellen Religionswechsels seiner Enkelin eingehend in Erwägung gezogen, und der gefällige Prälat hatte in einem langen Gutachten die Frage erörtert: „Ob eine der evangelisch-protestantischen Religion zugethane Prinzessin wegen der Vermählung mit einem katholischen Könige mit gutem und unverletzten Gewissen die katholische Religion annehmen könne.“ Die Beantwortung kam darauf hinaus: Da man in der katholischen Kirche recht glauben, christlich leben und selig sterben könne, so sei die Frage mit Ja zu beantworten; insonderheit wenn bei der Mariage die Leitung der göttlichen Vorsehung zu bemerken sei, und dieselbe dem Herzogthum und der protestantischen Religion und viel-

leicht dem hochgewünschten Kirchenfrieden erspriesslich sein könne.

Anton Ulrich war in seinen Gewissensscrupeln durch dieses Gutachten ohne Zweifel sehr beruhigt und muß wohl in dem Wirken seines Agenten in Wien das Walten der Vorsehung erblickt haben. Er schreibt im December 1704 an Fabricius: „Es hat sein Aufsatz mich sehr vergnüget, und werde ich nun mit viel ruhigerem Gemüthe dieses große Werk befördern helfen. Für seine hierin angewandte Bemühung und guten Wunsch bedanke ich mich und werde solches jeder Zeit zu erkennen wissen. — Wollte Gott, alle unsere Theologi hätten seine Moderation, so sollte in der Kirche viel Gutes gestiftet werden.“

Im Juni des folgenden Jahres erhält Fabricius den Auftrag, die Zweifel der Prinzessin zu beseitigen. Er machte seine Sache gut. Im September erklärt Elisabeth: „Weil ich mich schuldig finde, der göttlichen Direction und dem Gutachten meines hochgeehrten Groß-Herrn-Vaters in allen Dingen zu folgen, so erkläre und verspreche ich hiemit, daß, wenn der Allmächtige nach seinem unerforschlichen Rath es so schicken wird, daß ich für anderen in Vorschlag gekommenen Prinzessinnen zur spanischen Königin erwählt werden sollte, ich alsdann darunter die göttliche Providenz erkennen, die Wahl in geistlicher Gelassenheit annehmen und von solcher Entschließung mich von keinem Menschen ableiten lassen will.“ Aber an ihre Mutter schreibt sie zu derselben Zeit: „Ich hoffe fest, daß der gütige Gott das große Unglück, das über meinem Haupte schwebt, abwenden wird, darum bitte ich ihn ohne Unterlaß.“

Inzwischen waren die Pläne des Herzogs unter der

Bevölkerung seiner Residenz ruchbar geworden. Anfangs nahm man die Gerüchte ungläubig auf; als aber nach und nach die Zweifel schwanden, erfasste Unwille und tiefer Schmerz Hof und Bürgerschaft. Einige Mitglieder der Geistlichkeit scheuten sich nicht, ihre Mißbilligung offen auf der Kanzel auszusprechen. Der Hofprediger Niekamp schloß eine Predigt im August 1705 mit dem Gebete, daß Gott Ahitophels Rath möge zur Thorheit werden lassen. Der Herzog mußte das mit anhören, aber die Königin in *spo* hatte er, als er von der Absicht des Hofpredigers Kenntniß erhielt, vorsorglicher Weise vorher mit seiner Tochter Henriette Christine, der evangelischen Aebtissin des Stifts Gandersheim, nach deren Wohnorte geschickt. Darauf wendeten sich die beiden Hofgeistlichen Niekamp und Knopf an die Eltern der Elisabeth und ermahnten sie, den Abfall der Tochter zu hintertreiben. Man gab das Unrecht des Schrittes zu, aber gegen den Willen des regierenden Herzogs vermöge man Nichts, der wolle alle Sünde auf sich nehmen. Nun ließ Anton Ulrich den beiden Predigern bei Vermeidung hoher Ungnade und scharfer Verordnung gebieten, die Großtochter weder durch Predigt noch in Unterredungen irre zu machen. Die Geistlichen erklärten hierauf, sie trachteten nur danach, die Prinzessin im Glauben zu stärken, damit sie nicht von Andern irre geführt werde; sie seien sich der Pflicht des Gehorsams gegen den Landesherrn wohl bewußt, aber höher stände ihnen Gottes Gebot und der Eid, den sie auf die wahre evangelische Religion geschworen. In einem besonderen Schreiben wendeten sie sich an die Prinzessin, der Brief wurde aufgefangen und dem Herzoge eingehändigt. Sie baten um eine Audienz, man ließ sie nicht vor. Schließ-

lich fühlten Niefamp und Knopf sich verpflichtet, dem Herzoge mit der Ausschließung vom Abendmahle zu drohen. Kein Mittel schlug an, sie zum Stillschweigen zu bewegen. Da erfolgte im December 1705 ihre Absetzung. Knopf ging als Pastor nach Minden, Niefamp als Superintendent nach Hildesheim. Nicht alle Prediger waren so ungefüge. Zum fürstlichen Beichtvater wurde jetzt der Riddagshäuser Abt Specht ernannt. Der beschuldigte von der Kanzel herab die entlassenen Prediger der Aufwiegelung der Unterthanen mit dem Zusatze, daß sie deshalb jetzt ein Fluch und Scheusal von Stadt und Land geworden seien.

Inzwischen hatte auf den Rath des Abtes Fabricius Herzog Anton Ulrich von einem jeden der theologischen Professoren der Universität Helmstedt und von den höchstgestellten Geistlichen des Landes, sowie von einigen hochangesehenen Gelehrten des Auslandes ein Gutachten über die vorliegende Frage gefordert, natürlich nicht um sich zu belehren oder etwaige Zweifel zu heben, sondern um die Gesinnungen der Befragten kennen zu lernen und die beifälligen Schriftstücke, im Falle es wünschenswerth scheine, zu seiner Deckung und Entschuldigung zu verwenden. Zwei von diesen Männern hatten den Muth, sich offen gegen das Project auszusprechen. Ehre ihrem Andenken! Es waren die Professoren Niemeyer und Weise. Zwei andere, die Generalsuperintendenten Specht und Calvör hätten gern „Nein“ gesagt, aber sie wagten es nicht. Mit vielerlei Definitionen und Distinctionen, mit Wenn und Aber mancherlei Art gaben sie eine Antwort, die der Herzog zur Noth sich günstig deuten konnte. Die übrigen, an der Spitze Fabricius und mit ihm die Professoren Wideburg, Schmidt, von der Hardt

und der Generalsuperintendent Behm kommen den hochfürstlichen Wünschen in devoter Weise entgegen. Sie alle sprechen in der Hauptsache sich dahin aus, wenn die Prinzessin den Glauben an das Verdienst Christi nur fest halte, übrigens christlich lebe, so sei ihr Gewissen reichlich salvirt, und sie könne gar wohl zur römischen Kirche übertreten, zumal wenn sich die göttliche Providenz hier zeige. In gleichem Sinne äußerte sich Thomafius in Leipzig, rühmlicher bekannt als Bekämpfer der Hegenproceffe. Nicht ganz so günstig waren die Gutachten des Abts Molanus von Loccum und des hochangesehenen Leibniz zu Hannover, aber die Sophistif des Abtes Fabricius wußte deren Schriftstücke so zu wenden, daß auch nach ihnen der Plan des Herzogs als erlaubt und aller Sünde ledig erscheinen mußte. Hätte der hohe Herr es verlangt, wahrlich, ein Fabricius hätte sein Vorhaben noch als die edelste Unternehmung des Jahrhunderts darzustellen gewußt.

Wenden wir uns nun zu der Prinzessin Elisabeth zurück. Seitdem sie erklärt hatte, sich den Wünschen des Großvaters fügen zu wollen, wenn Karls von Spanien Wahl auf sie fallen sollte, wurde sie mit dem Cultus und den Lehren der römischen Kirche allmählich vertrauter gemacht. Sie wohnte öfters einem katholischen Gottesdienste bei. Es wurde ihr der katholische Katechismus von Canisius erklärt. Sie wurde unter die besondere Obhut ihrer Tante, der Aebtissin von Gandersheim, gestellt, und diese suchte jeden Einfluß zu verhüten, der den Plänen des Herzogs hätte nachtheilig sein können. Diese Dame ist später auch in den Schooß der katholischen Kirche geflüchtet. Sie mußte Gandersheim verlassen, um in einem fernen Kloster einen

fehltritt zu bereuen, der ihr ferneres Bleiben in der Heimath nicht gestattete.

In Wien wurde die Stimmung für Elisabeth immer günstiger. Im Sommer 1706 langte aus Spanien die Nachricht an, daß König Karl der Wolfenbüttelschen Prinzessin vor allen übrigen Candidatinnen den Vorzug gegeben habe.

Im Herbst desselben Jahres begann die eigentliche Unterweisung der Prinzessin in den Lehren der katholischen Religion. Zwei Jesuiten erschienen zu diesem Zwecke am Hofe Anton Ulrichs, der eine, der Canonicus Rudolf Wilhelm May aus Hildesheim, überwachte den Gang der Instruction, der andere, Wolfgang Plöckner aus Wien, war der eigentliche Lehrer der Prinzessin. Er trat als Weltlicher unter dem Namen Leopold von Engelburg auf. Das Lustschloß Salzdaßlum war der Ort, wo in ländlicher Stille und ungestört durch die Neugierde der Residenz das Geschäft der Befehrung vorgenommen wurde.

Pater Plöckner war dem Herzoge als ein „gelehrter, discreter und moderater Mann“ geschildert. Der Herzog und seine Berather mochten sich gedacht haben, er würde glatt über die Sachen hinweggehen und die Gefühle der Prinzessin schonen. Aber das geschah nicht. Die Prinzessin zerfloß in Thränen. Da wurde der Generalsuperintendent Behm aus Gandersheim bechieden, um dem armen Kinde über seine Gewissensbedenken hinwegzuhelfen und den Jesuiten möglichst gute Concessionen abzugewinnen. Und nun beginnt ein widerwärtiges Ringen um die Seele der Jungfrau, die verlassen wie ein Lamm unter den geistlichen Wölfen und den gewissenlosen Hirten dastand. Monatelang wurde auf sie eingeredet, monatlang mit ihr um theolo-

gische Begriffe und Definitionen gehandelt, monatelang an der Herstellung eines Bekenntnisses gearbeitet, von dem man hoffen durfte, daß es in Wien befriedigen würde. Die Prinzessin wählte, bei diesem Bekenntnisse im Grunde von ihrem lutherischen Glauben nicht abzuweichen, doch kam ihr bisweilen die Ahnung, „daß man ihr jetzt zwar viel Gutes vorsage, hernach sie aber herber tractiren werde.“

Anton Ulrich sah mit Vergnügen die Erfüllung seiner Wünsche herannahen und war ängstlich darauf bedacht, daß nicht noch in letzter Stunde seine schlaunen Entwürfe scheitern möchten. Seine Enkelin mußte fortan streng im Aeußeren die Anordnungen der römischen Kirche beobachten. „Ich wollte wohl, schreibt er um jene Zeit, daß unsere destinierte Königin sich heute des Fleischessens enthielte, denn sie sehr observirt wird, und könnten böse Augen ihr deshalb in Wien einen übeln Dienst thun, da man ihre Befehrung noch nicht recht glauben will. Sie kann vor der Mahlzeit im Gemach sich wohl lassen ein Bouillon geben und incognito Fleisch essen.“ In einem andern Briefe empfiehlt er weltliche und geistliche Uebungen neben einander. „Aus der wienerischen Relation, sagt er, erhellet, wie die Kaiserin so schön tanzen kann, wird also nöthig sein, daß sich Prinzessin Elisabeth die kurze Zeit allhie auch fleißig übe, Kapriolen zu machen. Auf den Sonntag ist Mariä Verkündigung, da muß Elisabeth Messe hören, so in ihrem jetzigen Gemache kann geschehen, und muß sie nachher mit dieser Messe sich behelfen und die geringste *ombrage* nicht geben, als wenn Doctor Luther noch mit ihr courtisirte, wie man bereits zu Wien hat ausgebracht.“

Als Elisabeth das gemäßigte Bekenntniß, das mit Pater

Plöckners Hülfe aufgesetzt war, im December 1706 unterschrieben hatte, war sie der Meinung gewesen, sie habe nun das Aeußerste gethan. Die Päpstlichen dachten anders. Sie drangen auf eine öffentliche Erklärung. Mit möglichst großem Geräusch wollten sie einen glänzenden Triumph über den deutschen Protestantismus feiern. Das moderirte Glaubensbekenntniß wurde bei Seite geschoben, die Prinzessin sollte das volle Tridentiner Glaubensbekenntniß beschwören, sollte öffentlich den Glauben der Ketzler verdammen und verfluchen. Das ist römische Praxis. Die sammetweiche Hand, mit der Rom anfangs seine Opfer faßt, gestaltet sich zur scharfen Kralle, die mit unwiderstehlicher Gewalt die Bethörten umflammt und willenlos hinter sich her zieht. Anton Ulrich stimmte zu. An Elisabeths Gemüthe war so viel herumgeknüttelt und so lange herumgeknüttelt, sie hatte die Widerstandskraft verloren, sie fügte sich in das Unvermeidliche.

Im April 1707 traf in Wolfenbüttel eine kaiserliche Gesandtschaft ein, um die Prinzessin nach Wien zu geleiten. Am 19. April schied sie von der Heimath. Der Pater Plöckner begleitete sie als Beichtiger. Die Eltern gaben ihr eine Tagereise weit das Geleite. In der Domkirche zu Bamberg legte sie am 1. Mai unter großem Pomp vor dem Erzbischof und Kurfürsten von Mainz, der zugleich Bischof von Bamberg war, das volle katholische Glaubensbekenntniß ab und verdammete, verwarf und verfluchte alle Irrthümer und Ketzereien, welche die römische Kirche verdammt, verwirft und verflucht. Darauf wurde sie von dem Erzbischofe in den Schooß der allein seligmachenden Kirche aufgenommen.

Das Drama „Wie Prinzessin Elisabeth römisch wurde“ ist eigentlich zu Ende. Doch darf ich nicht den Vorhang fallen lassen, ohne mitzutheilen, was aus den Hauptpersonen des Stückes geworden ist.

Den characterlosen Fabricius traf schon auf Erden die Strafe für seine schmiegsame Fürstendienerei. Bereits im Jahre 1706 erschien eine kleine Schrift unter dem Titel: „Erörterte Frage Herrn Fabricii, *Theologiae Doctoris* u. s. w., daß zwischen der Augsburgischen Confession und der katholischen Religion kein sonderlicher Unterschied sei, und daß man bei dieser sowohl als bei jener selig werden könne, also statuiert *occasione* einer vorgewesenen Vermählung eines katholischen Königs und einer evangelischen Prinzessin.“ Diese Schrift war ein Abdruck seines Gutachtens von 1704. Unter verändertem Titel wurde sie wiederholt nachgedruckt und erregte gewaltiges Aufsehen. Das ganze protestantische Deutschland, ja Frankreich, Holland und England nahmen Partei gegen den Verfasser. In heftigen Gegenschriften wurde Fabricius hart mitgenommen. Er war genöthigt sich zu vertheidigen und that es mit der sophistischen Wahrheitslosigkeit, die ihm eigenthümlich war. Schließlich drang der Kurfürst von Hannover, dem die Direction über die Helmstedter Universität zugleich mit dem Hause Wolfenbüttel zustand, auf seine Absetzung. Anton Ulrich ließ ihn fallen, ernannte ihn aber zum Generalinspector der Schulen seines Herzogthums. Fabricius starb im 85. Jahre seines Lebens am 29. Januar 1729. Er blieb bis zu seinem Tode der Mann ohne Wahrheit, ein warnendes Beispiel, wohin ein bedeutendes Talent ohne sittlichen Ernst gerathen kann.

Anton Ulrich hatte das Ziel seiner fein angelegten diplo-

matischen Entwürfe erreicht. Er war zum Kaiserhause in enge verwandtschaftliche Beziehungen getreten, seine Enkelin trug die Königskrone, der Glanz des Hauses war fest begründet, für die Prinzessin das gewonnen, was eine so oberflächliche Natur, wie er es war, unter Glück verstand. Nach seiner Weise hatte er es gut mit ihr gemeint. Wenn er aber höhern Lohn gehofft hatte, so irrte er. Der Kaiser erhob ihm die Grafschaft Blankenburg zum Fürstenthum, aber der Kurhut, auf den er gehofft, ward ihm nicht zu Theil. Im Jahr 1710 trat auch er in Braunschweig in aller Stille zum Katholicismus über, wie es scheint, um nichts Geringeres als das Bisthum Hildesheim und die Kurstimme von Köln zu erlangen. Doch diese Hoffnung schlug fehl. Dagegen entfremdete ihm sein Uebertritt seinen ältesten Sohn und die Herzen seiner Unterthanen. Der gesunde Sinn der Bevölkerung der Residenz und des Landes verhütete, daß seine Conversion mit dauernden Uebelständen verknüpft war. Im Jahre 1711 hatte er die Genugthuung, seine zweite Enkelin Charlotte an den Thronfolger von Rußland zu vermählen. Das unglückliche Loos dieser deutschen Fürstentochter an der Seite des unbeschreiblich rohen Großfürsten ist bekannt. Ein früher Tod erlöste sie bereits 1715 von ihren Leiden. Anton Ulrich war ihr vorangegangen. Er starb am 27. März 1714 als 81jähriger Greis. Der mangelnde äußere Lohn seines Religionswechsels ist durch innere Freude nicht ausgeglichen worden.

Und Elisabeth, die anmuthige, treuherzige, gemüthsinnige Elisabeth von Wolfenbüttel? Nach ihrem Uebertritte reiste sie von Bamberg sofort nach Wien, wurde dort von der kaiserlichen Familie mit großer Freundlichkeit aufgenom-

men und am 23. April 1708 in der Kirche zu Maria-Hiebing dem Kaiser Joseph, der 1705 seinem Vater Leopold auf dem Throne gefolgt war, in Stellvertretung seines Bruders angetraut. Schon am 25. April trat sie die Reise nach Spanien an, traf unterwegs nochmals mit ihrer Mutter und ihrer Schwester zusammen, bestieg in Genua das Admiralsschiff einer englischen Flotte und hielt am 1. August an der Seite ihres Königs und Gemahls ihren feierlichen Einzug in Barcelona. Der unwartete Tod seines Bruders Joseph rief 1711 ihren Gemahl auf den Kaiserthron, am 11. Juli 1713 zog Elisabeth an seiner Seite in die Kaiserstadt an der Donau ein.

Ob Elisabeth ihren Uebertritt bereut hat? Es hat nicht den Anschein. Sie fand sich in die Formen der katholischen Kirche, aber eine bigotte Fanatikerin für den neuen Glauben, wie so oftmals Convertiten es sind, ist sie nie geworden.

Ob sie unter dem Purpur glücklich war? Ein reines ungemischtes Glück wird ja nie einem Sterblichen zu Theil, und ein Königsthron ist keineswegs eine Burg, welche die Sorgen des Lebens fern zu halten vermag. Die Jahre in Spanien waren nicht geeignet, Elisabeth die glücklichen Tage der Heimath vergessen zu lassen. Ihr Gemahl war ihr in Liebe zugethan, aber die Verhältnisse in dem Lande, das den Franzosen geneigter war als ihm, gestalteten sich nicht günstig. Das warf düstere Schatten in das Leben des jugendlichen Königspaares, zumal ihm das Glück, Kinder zu haben, und damit die Aussicht auf eine gesicherte Thronfolge längere Jahre versagt war. Im deutschen Vaterlande fühlte Elisabeth sich heiterer, und ihr Glück wurde

noch größer, als des Kaisers sehnlichster Wunsch in Erfüllung ging. Zwar starb der Erstgeborene schon nach wenigen Monaten, aber am 13. Mai 1717 wurde Elisabeth die Mutter einer Tochter, die als Maria Theresia genugsam bekannt ist.

Elisabeth entschlief am 21. December 1750. Die edlen Züge ihres Characters, ihr lebhafter Geist, ihr warmes Herz, ihr tiefes Gemüth lebten in der Tochter fort.

Bernhard von Clairvaur.

Wenn ich Sie bitte, verehrte Anwesende, in der mir freundlichst verstatteten Stunde Ihre Aufmerksamkeit auf Bernhard von Clairvaux lenken zu dürfen, so bedarf die Wahl gerade dieses Themas wohl kaum einer Rechtfertigung. Der Mann gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen, die auf dem Boden der mittelalterlichen Kirche hervortreten. Zudem wurde sein Name vor mehr als Jahresfrist viel genannt, als dort an der Wand unsrer herrlich geschmückten Aula seine Büste neben Luther und Melanchthon als ein Sinnbild des vorreformatorischen Christenthums aufgestellt ward. Trotzdem aber ist das wahre Wesen und Wirken Bernhards nicht allzubekannt, und auch in dieser Versammlung mag es nicht an Solchen fehlen, auf welche die Gestalt im Mönchsgewande wie eine Art von Hieroglyphe niederschaut. Unter diesen Verhältnissen habe ich mich für berechtigt, ja in gewissem Sinne sogar für verpflichtet gehalten zu dem Versuche, vor Ihnen in dieser Stunde, wenn auch nur in großen und flüchtigen Zügen, ein Lebensbild Bernhards von Clairvaux zu zeichnen, ein Unternehmen, das gewiß auch, der nicht tadeln wird, der mit der Aufstellung des Heiligen in der Aula eines evangelischen Gymnasiums sich nicht recht zu befreunden vermag.

Will man aber die Persönlichkeit Bernhards recht verstehen, so ist es zunächst erforderlich, die Zeitverhältnisse kennen zu lernen, in denen er und durch die er zu dem, was er gewesen, sich entwickelt hat. Denn wie die Pflanze in ihrem Wachsen und Gedeihen, in ihrer Gestaltung und Erscheinungsform von Boden und Klima, von Luft und Licht, von Wind und Wetter beeinflusst wird, so daß es fast schwer wird, in dem Gestrüpp des kalten Nordlandes, der felsigen Klippe oder der dünnen Haidegegend die stolze Eiche wiederzuerkennen, welche die Krone des deutschen Waldes und das Sinnbild deutschen Wesens ist, so ist auch der einzelne Mensch abhängig von der Familie, in der er geboren, von der Heimath, in der er aufgewachsen, ist abhängig und wird vielfach getrieben und gezogen, bestimmt, regiert und modificirt von all den gesellschaftlichen, staatlichen und kirchlichen Verhältnissen, in die er durch seine Geburt und seinen Lebensgang gestellt wird. Und weil so der einzelne Mensch ein Product aus mannigfachen factoren ist, so ist eine Kenntniß dieser factoren unerläßlich, will man sein Wesen nicht mißverstehen, will man bei der Abschätzung seines Werthes sich nicht schlimmer Rechenfehler schuldig machen.

Eine wilde, wüste und wunderliche Zeit aber war es, die Zeit Bernhards von Clairvaux. Die schöne Harmonie und Anmuth des Griechenthums war dahin gesunken, der feste und sichere Bau des Römerreiches zertrümmert. Ungestüm und zerstörungsfroh waren die Wogen der Völkerwanderung über die Länder Europas dahingerauscht. Zwar hatte die kraftvolle und schöpferische Hand des großen Frankenkönigs auf kurze Zeit in Gallien, Italien und Deutschland

die auseinander- und widereinanderstrebenden Elemente zu einem einheitslichen und wohlgeordneten Staate, zu einem neuen römischen Reiche zusammengezwungen, zwar hatten in seinem Sinne und in seinem Geiste Kaiser wie Otto I. und Heinrich III. gestrebt und gewirkt, aber gerade in den Zeiten, in die Bernhards Leben fällt, war die staatliche Unordnung und die sociale Verwirrung auf das Höchste gestiegen.

In Deutschland wüthete unter Heinrich IV. fast unaufhörlich Parteihader und Bürgerkrieg, und seine nächsten Nachfolger, Heinrich V., der Sachse Lothar und der Staufer Konrad, waren nicht im Stande, dem Unwesen zu steuern. Es war ein Krieg Aller gegen Einen und Eines gegen Alle. Eigenwille und Begehrlichkeit, Habsucht und Zuchtlosigkeit fanden nicht in Recht und Gesetz, sondern nur dort eine Grenze und Beschränkung, wo eines Andern Willkür und Leidenschaft einen Eingriff in ihr Gebiet nicht zu dulden gewillt und vermögend war. Fehde, Raub, Gewaltthat füllten das ganze Reich. Wehe dem Schwachen, dem nicht die eigene Wehr oder die Hand eines mächtigen Schutzherrn Haus und Habe, Weib und Kind zu schirmen vermochte. Nur hinter den festen Mauern der zu jener Zeit aufblühenden Städte begannen Ordnung, Sicherheit, Wohlstand, und damit Recht und Gesetzmäßigkeit, Zucht und Sitte sich einzustellen, die an den Höfen der Herzöge und in den Burgen der Grafen und Ritter seltene Gäste waren.

Und wie in Deutschland, so herrschte in Italien, so herrschte in Burgund, dem Heimathlande Bernhards, staatliche Unordnung und gesellschaftliche Verwilderung, und auch in Frankreich hatte die Krone noch nicht die Wider-

spenstigkeit und die Willkür der großen und kleinen Vasallen zu brechen vermocht.

Wohl war es der Beruf und die Pflicht der Kirche, in diesem chaotischen Durcheinander ungezügelter Leidenschaft besänftigend, tröstend, versöhnend und reinigend zu wirken, wohl war es ihre Aufgabe, die finstern Mächte durch das göttliche Licht des Evangeliums zu bannen und zu verschrecken; aber die Kirche hatte lange Zeit ihre hohe Mission vergessen und war selbst in den Abgrund sittlicher Verkommenheit hinabgesunken. Sittenlose Päpste, prassende Bischöfe, unwissende Priester, träge und dem Wohlleben ergebene Mönche charakterisiren die Kirche im 10. und in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts.

Ernst Gemüther wandten vielfach sich ganz von der verderbten Kirche ab und fielen den besonders im südlichen Frankreich weitverzweigten Geheimbündlern und Sectirern anheim. Aber auch innerhalb der Kirche hatte jene ungöttliche Richtung um die Mitte des 11. Jahrhunderts eine Gegenströmung hervorgerufen, die sich mit tiefem Ernst die sittliche Reform des geistlichen Standes und die Heilung der Schäden und Gebrechen in Staat und Gesellschaft angelegen sein ließ und in der That einen guten Theil der Menschheit für sich gewann und mit sich fortriß. Der Mönchsorden der Cluniacenser und Papst Gregor VII. sind die hauptsächlichsten Vertreter und Vorkämpfer dieser sittlich religiösen Reformbewegung, dieser Reaction gegen eine verderbte Geistlichkeit und eine in wüste Willkür versunkene Laienwelt. Eine neue Erweckung des religiösen Lebens durchzittert die Völker, mitten durch die Rohheit und Zuchtlosigkeit zieht ein mächtiges Gefühl der Buße, und oft genug schlägt das eine

oder das andere schroff und unvermittelt in sein Gegentheil um. Es ist eine Zeit chaotischen Ringens, titanenhaften Gebahrens, Menschliches mischt sich in das Göttliche, und nicht immer ist es im weitem Verlaufe des Kampfes auf den ersten Anblick zu entscheiden, auf welcher Seite Christus, auf welcher Belial kämpft.

Das Leben des heiligen Bernhard fällt in das erste Jahrhundert dieses Kampfes mitten hinein. Damals hatte das Ringen von Seiten der Kirche noch nicht ganz seinen idealen Character verloren. Noch war das, was Gregor als Mittel gewollt, die Unterwerfung der Welt unter den päpstlichen Stuhl, nicht zum Selbstzweck geworden, noch war im römischen Heerlager die Meinung nicht erstorben, daß mit dem Uebergewichte der Geistlichen auch das Geistliche zur Geltung kommen, mit dem Priesterregiment auch das Reich Gottes begründet werden müsse, noch erschien gerade den edelsten Zeitgenossen gar vielfach die Herrschaft des Papstes die echte Gottesherrschaft, die Hierarchie die wahre Theokratie zu sein. Kein Wunder, daß eine hoch angelegte Natur wie die Bernhards sich voll und ganz auf die Seite einer idealen Theokratie stellt, kein Wunder, daß sein energischer und unbeugsamer Wille überall und zu jeder Zeit dem entgegentritt, was ihm im Staat und im bürgerlichen Leben, was ihm in der Wissenschaft, was ihm in der Kirche selbst als seinem Ideale widerstrebend, was ihm als unkirchlich, weil ungöttlich erscheint. Um so weniger aber darf solches uns in Verwunderung setzen, als schon die frühesten Eindrücke seiner Jugend ihn mit fast zwingender Gewalt auf die Seite der Kirche hinüberdrängten.

Zu Fontaines in Burgund, unweit Dijon, hat Bernhard
Roldewey, Lebensbilder.

hard im Jahre 1091, sechs Jahre nach Gregors VII. Tode und fünf Jahre vor dem ersten Kreuzzuge, das Licht der Welt erblickt. Er war der dritte Sohn einer ritterlichen, im Rufe der Tapferkeit und Frömmigkeit stehenden Familie. Den Vater hielt das Waffenhandwerk fast stets von Hause fern, die Sorge für Haushalt und Kindererziehung fiel der Mutter Aleth zu. Sie war eine fromme Frau, die, unähnlich den meisten Frauen ihres Standes, ein stilles und beschauliches Leben führte und in Gebet, Fasten und Almosen spenden nach der Sitte ihrer Zeit ihr Christenthum bewährte. Bei ihren Kindern lag ihr mehr das ewige Heil als die irdische Wohlfahrt am Herzen, und besonders ihren Bernhard weihte sie schon im zartesten Kindesalter zu dem Dienste des Herrn im geistlichen Stande. Nicht sicherer glaubte man damals die Krone des Himmels erwerben zu können.

Und der Knabe entsprach gar bald den Wünschen und Gebeten der frommen Mutter. Ein sinniges, in sich gefehrtes, zartfühlendes Kind, war ihm die Stille des Elternhauses und das Lesen der heiligen Schriften lieber als die Spiele der Altersgenossen. In der mit der Kirche zu Chantillon verbundenen Schule empfing er den ersten zum geistlichen Stande vorbereitenden Unterricht und übertraf dort alle Mitschüler an Fassungskraft für die Lehrgegenstände. Auf der Grenze des Knaben- und Jünglingsalters wurde ihm die Mutter entrißen. Aber er war schon hinlänglich in der Frömmigkeit gegründet, um nicht, wie einstmals Augustin, der Verführung zum Opfer zu fallen, die an den schönen und hochbegabten Jüngling sich herandrängte. Immer wieder und immer dringender mahnt ihn das Anden-

fen an die Mutter, sich dem Klosterleben zu weihen. Unzufrieden mit diesem Entschlusse versuchten seine Brüder ihn dadurch davon abzubringen, daß sie ihm die damals aufblühende kirchliche Wissenschaft als ein würdigeres Ziel seines Geistes vorhielten. Bernhard ließ sich eine Zeit lang von ihnen bestimmen, mit Eifer den wissenschaftlichen Bestrebungen nachzugehen, aber die alte Neigung brach bald wieder unwiderstehlich hervor. Auf einer einsamen Wanderung tritt das Bild der Mutter mahnend und strafend ihm vor die Seele, in einer Kirche am Wege weiht er sich unter Gebet und heißen Thränen Gott und dem mönchischen Stande und eilt dann mit dem ihm innewohnenden Feuer, nicht bloß selbst seinen Entschluß auszuführen, sondern auch Freunde und Verwandte mit sich in das Klosterleben hinüberzuziehen. Ein Oheim, seine erwachsenen Brüder, mit Ausnahme des einen, ließen sich von seiner Beredtsamkeit fortreißen, und auch dieser folgte später dem Beispiele der Brüder.

So klopft Bernhard im Alter von zwei und zwanzig Jahren an die Pforte des Klosters Cîteaux, für sich und dreißig Gefährten Aufnahme in den Cistercienserorden begehrend.

Dem Sohne des 19. Jahrhunderts, dem evangelischen Christen kann ein solcher Schritt nicht anders als seltsam, befremdlich und unnatürlich erscheinen. Wissen wir doch, daß das echt christliche Princip nicht darauf ausgeht, in dem Streben nach einer vermeintlichen Vollkommenheit die Forderungen der Natur zu unterdrücken und die Sinnlichkeit zu ertöden, sondern daß es dazu bestimmt und angethan ist, alles, was menschlich ist, zu veredeln und zu verklären

und das ganze Erdenleben mit einem Glanze aus der Ewigkeit zu durchleuchten. Das Mittelalter hatte ein anderes Ideal christlicher Frömmigkeit. Ueber der Sittlichkeit des gemeinen Lebens und über dem verständigen Gebrauche der erlaubten Genüsse stand ihm als eine Art Zwischenstufe zwischen und Erde und Himmel die Weltflucht und die Entsagung, und man dachte wenig daran, daß, wer vor der sündigen Welt flieht, doch vor seinem eigenen Herzen nicht zu entfliehen vermag, daß Hochmuth, Herrschsucht und Heuchelei auch unter dem Gewande der Demuth sich verstecken, und daß der Teufel niemals gefährlicher ist, als wenn er in der Gestalt eines Engels erscheint.

Bei alledem hat das Mönchthum des Mittelalters eine großartige Mission erfüllt. Die Denkmale des Alterthums hat es für für eine schönere Zeit bewahrt, Wüsteneien urbar gemacht und Völker belehrt, und neben der Zahl der unwürdigen Klosterbrüder ragen Giganten des Glaubens, Heroen der Andacht, Helden der Liebe, Ideale der Demuth und der kindlichen Aufrichtigkeit. Unter diesen edeln Vertretern des Mönchslebens steht Bernhard in der ersten Reihe.

Nicht zufällig ist es, daß Bernhard für sich den Orden der Cistercienser auswählte. In die Benedictinerflöster war längst schon weltlicher Sinn eingezogen, die Cluniacenser hatten begonnen, ihre ursprüngliche Zucht zu lockern. Dagegen bildete die Congregation der Cistercienser die strengste religiöse Gemeinschaft jener Zeit. Erst fünfzehn Jahre zuvor gestiftet, wollte sie eine Wiederherstellung der alten Benedictinerregel sein, die bei strengstem Abschluß von der Welt in religiöser Übung, in Entsagung und leiblicher

Arbeit Gott diene. Die Strenge der Regel hatte bis dahin von dem Eintritt in den Orden abgeschreckt, nur 18 Mönche standen unter der Leitung des Abtes, als Bernhard mit seinen Gefährten sich ihnen zugesellte.

Mit glühendem Eifer und aufreibender Gewissenhaftigkeit erfüllte Bernhard alle die Pflichten, welche sein neuer Stand ihm auferlegte, für die Brüder ein fortreisendes Beispiel, für den ganzen Orden der Schöpfer eines neuen, unglaublich lebensvollen Aufschwungs, ja der Retter vom Untergang. Bald war das Kloster für die Schaaren der herbeiströmenden Mitglieder zu eng. Wie aus einem Bienenkorbe ein Schwarm auszieht, eine neue Wohnstatt zu suchen, so zweigten sich schon in den nächsten Jahren nach Bernhards Eintritt neue Mönchscolonien von Cîteaux ab. Für die dritte dieser Stiftungen wurde 1115 das wilde, düstere, schaurige Thal Clairvaux, d. h. Hellthal, im Nordwesten von Burgund ausersehen, der 24jährige Bernhard als Abt an die Spitze derselben gestellt.

Der unwirthliche Boden legte den neuen Bewohnern die größten Mühseligkeiten auf. Bei kärglicher Nahrung, unter den schwersten Entbehrungen wurde das wüste Land bebaut, und bald grüntem lachende Saaten, wo noch vor kurzem Dorn und Distel wucherten. Der so erworbene und durch Geschenke und Stiftungen vermehrte Reichtum wurde bald eine Quelle des Segens für die Umgegend. Zur Zeit einer Hungersnoth empfingen zweitausend ausgehungerte Arme von dem Kloster zwei Monate hindurch ihr tägliches Brod, Andere noch gelegentliche Almosen.

Wie bei der Arbeit, so ging Bernhard seinen Mönchen in dem voran, was jene Zeit als die Höhe des christlichen

Lebens betrachtete, in Entbehrung und Selbstpeinigung, in Wachen und Fasten und Casteien, in Gebet und inbrünstiger Andacht. Er schämte sich förmlich der sinnlichen Bedürfnisse, der Leib schien ihm eine schwere Last, die er gern von sich geworfen hätte, um rein Geist zu sein, um, befreit von den Fesseln des Irdischen, aufzufahren zu den Regionen des Himmels, dessen geheimnißvolle Tiefen und Seligkeiten ihm die von der Welt abgezogene Betrachtung des ewigen Seins zu erschließen versprach.

Aber das Uebermaß der Entbehrung und Selbstpeinigung, das Streben wider die Natur blieb nicht ungerächt. Er selbst hat oftmals später bereut, daß er durch diese mönchische Uebertreibung seine Gesundheit zerstört und die Kraft zu noch größerem Dienste seines Herrn sich gemindert hat. Aber die Zeit bewunderte in ihm das Muster eines Mönches, und gewaltig war der Eindruck, den in dem schwachen und gebrechlichen Leibe die Kraft der religiösen Begeisterung, die Zuversicht der Ueberzeugung, das Feuer der Rede hervorrief. Sein Ruf, der Ruf seines Klosters Clairvaux, der Ruf des Cistercienserordens überhaupt verbreitete sich in unglaublicher Schnelligkeit. Tausende und aber Tausende von Männern wurden durch ihn dem Orden zugeführt, von nah und fern verlangte man von ihm Mönche, um mit ihnen neue Klöster zu besetzen. Bei seinem Tode waren von Clairvaux und dessen Tochterklöstern nicht weniger als 160 neue Abteien in den verschiedensten Ländern Europas ausgegangen, die alle in ihm ihr Haupt und ihren geistlichen Vater verehrten, alle von ihm in einem lebhaften Briefwechsel Rath, Lehre, Trost und Vermahnung erhielten. Der Orden der Templer hatte von ihm seine

Regel empfangen, spanische und portugiesische geistliche Rittergemeinschaften sich seiner Regel angeschlossen, ja das ganze Königreich Portugal war der Abtei Clairvaux lehnspflichtig gemacht. Und wie von Clairvaux, so gingen auch von anderen Klöstern der Cistercienser neue Mönchscolonien aus, so daß kurz vor Bernhards Tode der Orden 500 Abteien umfaßte, die später auf 1800 sich vermehrten. Sie alle verdanken, mittelbar oder unmittelbar, Bernhard ihre Entstehung, durch ihn wurde der Orden eine Macht in Europa, Bischöfe und Päpste gingen daraus hervor. Kein Wunder daher, daß der Orden von Citeaux nach seinem eigentlichen Vater auch der Bernhardiner-Orden genannt worden ist.

In Deutschland insbesondere waren die Besitzungen der Cistercienser so zahlreich und ausgedehnt, daß man sagte, wenn ein Mönch dieses Ordens aus Sachsen nach Rom pilgerte, so könnte er bis zu den Alpen jede Nacht in seinem Eigenthum zubringen. Unberechenbar aber ist der Segen, welchen Bernhards Mönche unserem Vaterlande gebracht haben. Insbesondere sind sie für das nordöstliche Deutschland die Träger christlich-germanischer Cultur gewesen, und nicht zum wenigsten hat unser engeres Vaterland Braunschweig sich ihres segensreichen Einflusses erfreut. Walkenried, Amelungsborn, Marienthal, Riddagshausen, Michaelstein sind Cistercienserabteien, die zwar nicht direct von Clairvaux ihre Herkunft ableiten, aber doch allesammt unter Bernhards Einflusse noch zu seinen Lebzeiten entstanden sind.

So müssen denn auch wir Braunschweiger in Bernhard von Clairvaux eine der Stützen unserer Gesittung und Cultur erkennen, und bei allem Wechsel der Zeiten sind die

Nachwirkungen der fleißigen Thätigkeit seiner Mönche bis in unsere Tage zu verfolgen. Die Güter der Cistercienserklöster wurden nach der Reformation unseres Herzogthums zur Erhaltung von Schulen und Kirchen verwendet. Das Gymnasium zu Holzminden ist eine Fortsetzung der Umelungsborner Klosterschule, mit den Einkünften der Marienthaler Schule wurde bei seiner Gründung das Collegium Carolinum zu Braunschweig ausgestattet, bis in dieses Jahrhundert hinein bezogen der Rector und Conrector unseres Wolfenbüttler Gymnasiums ihre Haupteinnahmen aus den Erträgen des Cistercienserklosters Riddagshausen, und unser hiesiges Predigerseminar hat vor seiner Verlegung in unsere Stadt mehr als 100 Jahre in demselben Kloster Riddagshausen bestanden.

Groß waren die Erfolge Bernhards auf dem Gebiete des Mönchthums, nicht minder mächtig aber die Wirkung, welche er auf die Laienwelt ausübte, und gerade solche, die tief verstrickt waren in die Verwilderung und Zügellosigkeit der Zeit, sind oft genug wunderbar ergriffen worden von den zündenden Worten des Predigers im schlichten grauen Mönchsgewande.

Seine Begeisterung, seine Zuversicht von der Gerechtigkeit seiner Sache, seine Kenntniß des menschlichen Herzens, die Innigkeit und Energie der Gottesliebe, die in Geberde, Blick und Stimme hervortrat, dazu der Ruf der Heiligkeit, der ihm voraneilte, alles das wirkte zusammen zu dem ungeheuren Eindrucke, den seine Rede auf seine Zeitgenossen ausübte. Hunderttausende wurden im Jahre 1146 einzig und allein durch ihn bewogen, das Kreuz zu nehmen, und obwohl die Deutschen am Rhein seine Sprache nicht ver-

standen, wurden sie doch durch die gewaltige Erscheinung so fortgerissen, daß sie niederknieten und in großen Massen das heilige Zeichen des Kampfes gegen die Ungläubigen begehrten. Ein Graf von Aquitanien weigerte sich, mit seinen Bischöfen in Frieden zu leben. Einst hielt Bernhard in seiner Gegenwart die Messe. Plötzlich schreitet er, die heilige Schale mit der Hostie in der Hand, mitten durch die athemlose und bestürzte Menge auf den Grafen zu und fordert ihn mit flammenden Augen auf im Namen des in der Hostie gegenwärtigen Christus zur Versöhnung mit dem Bischofe von Poitiers. Wie vom Blitz getroffen stürzt der Graf nieder, sein Widerstand ist gebrochen. Wahrlich, bei einer solchen Glaubenskraft, einer solchen Macht über die Gemüther, einer solchen stets nur auf das eine Ziel gerichteten Willensenergie, einer solchen Unererschrockenheit, die selbst den Höchsten der Erde freimüthig ihre Irthümer und Fehler tritte vorhielt, dieses alles verbunden mit einer klugen Benutzung der Verhältnisse und Umstände, in einer Zeit, in der die Gegensätze so nahe beieinander lagen, in der die Gährung der widersprechenden Elemente oft den plötzlichsten Wechsel hervorrief, in der neben der sittlichen Unordnung die strengste Buße stand, in der mitten durch die wüsten Leidenschaften, mitten durch die Verweltlichung eine tiefe religiöse Erregbarkeit hindurch klang, ich sage, in einer solchen Zeit ist es begreiflich, daß Bernhards gewaltige Persönlichkeit, angestaunt und angebetet als eine Erscheinung aus einer höhern Welt, Thaten verrichtete, die den Zeitgenossen als Wunder erschienen, und die auch die nüchternste und unbefangenste Forschung der Gegenwart als ganz merkwürdige Beispiele eines gesteigerten psychologischen Einflusses

anzuerkennen sich genöthigt sieht, ist es erklärlich, daß der demüthige Mönch wie eine europäische Großmacht die Zwiste der Päpste und Könige entscheidet und von Fürsten und Völkern als Friedensstifter aus seiner Zelle herbeigerufen wird.

Im Jahre 1130 hatte eine zwiespältige Papstwahl stattgefunden. Innocenz II. und Anaclet II. machten einander das Recht auf die dreifache Tiare streitig. Bernhard entschied sich für Innocenz, der ihm als der würdigste erschien. Aber der Gegner hatte in Italien mächtige Freunde, Innocenz zog sich nach Frankreich zurück und fand in Bernhard die kräftigste Stütze. Seinem Einflusse ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß der französische Clerus und nach ihm König Ludwig VI. Innocenz anerkannte, seinem Einflusse allein, daß der englische König Heinrich I. zu Chartres Innocenz seine Huldigung darbrachte, daß der Kaiser Lothar, in vielleicht allzugroßer Nachgiebigkeit, zu Lüttich des Papstes Freund und Bundesgenosse wurde. Als Redner und Fürsprecher zog dann Bernhard mit dem Papste, man kann wohl sagen, mit seinem Papste, durch Frankreich, nach Italien, nach Rom. Zwar vermochte er hier nicht den Gegenpapst, der hauptsächlich von dem Könige von Sicilien gestützt wurde, zu verdrängen, aber die Begeisterung des Volkes für Bernhard stieg ins Unglaubliche. Die Hirten stiegen von den Bergen nieder, um sich von dem großen Heiligen segnen zu lassen, die stolzen Mailänder legten, nur um ihm zu gefallen, ihren Schmuck und ihre Prachtgewänder ab.

Leicht wäre es ihm gewesen, zu den höchsten kirchlichen Würden zu gelangen. Die Mailänder baten ihn in feierlicher Procession, unter Hymnen und Lobgesängen auf Gott,

er möchte ihr Erzbischof werden. Aber Bernhard wies alle Vorschläge und Bitten zurück und kehrte demüthig in die Einsamkeit und Stille seines Klosters Clairvaux zurück, um dort seine Mönche zu lehren, in inbrünstiger Andacht Gott zu suchen, oder in tiefempfundenen Liedern seinen Heiland zu preisen. Noch in unseren Tagen klingen diese Lieder durch die Christenheit, sein Hymnus auf das Haupt voll Blut und Wunden hat durch Paul Gerhards Umdichtung auch in der evangelischen Kirche das Bürgerrecht erlangt und gerade in ihr wie kaum ein anderes Lied die Herzen zu dem Gekreuzigten gezogen.

Aber nicht lange dauerte die Ruhe in dem Asyle von Clairvaux. Schon nach wenigen Jahren sehen wir Bernhard in Bamberg, wie er den Kaiser Lothar mit seinen staufischen Gegnern versöhnt, sehen ihn dann nochmals in Italien, wie es ihm gelingt, die einflußreichsten Feinde seines Papstes Innocenz umzustimmen. Anaclet II. starb 1158, seine Partei wählte einen Nachfolger in Victor III. Aber Bernhard bewog denselben, seiner Würde zu entsagen und den päpstlichen Schmuck seinem Gegner zu Füßen zu legen. So war die kirchliche Einheit wieder hergestellt, Bernhard aber wurde als Urheber des Friedens gepriesen, das Volk von Rom verehrte ihn als Vater des Vaterlandes.

Gewaltiger noch wurde Bernhards Einfluß, als i. J. 1145 einer seiner Schüler als Eugenius III. den Stuhl Petri bestieg. Zu jener Zeit wurde Roms leicht bewegliches Volk von dem demokratischen Agitator Arnold von Brescia beherrscht. Es hatte des Papstes Herrschaft auf kirchliches Regiment, seine Einkünfte auf Zehnten und freiwillige Opfergaben beschränkt und den König der Deutschen eingeladen,

nach dem alten Kaiserrechte wieder in der ewigen Roma den Sitz der Weltherrschaft aufzuschlagen. Eugenius, ein wackerer und frommer, aber nach Bernhards eigenem Urtheil ziemlich unbedeutender Mann, flüchtete in das Kloster seines Lehrers und regierte nach seinen Rathschlägen die Kirche.

In jener Zeit erscholl im Abendlande die Kunde, daß Edessa, die Vormauer des ohnehin auf schwacher Grundlage aufgebauten Königreiches Jerusalem, in die Hände der Muhamedaner gefallen sei. Nur in einem neuen Kreuzzuge sah man Rettung für das mit so vielem Blute erkaufte Reich. Da stellte sich Bernhard an die Spitze der Bewegung, wie ein Prophet des alten Bundes den Sieg verheißend. König Ludwig VII. von Frankreich nahm das Kreuz, in dem Blute der Ungläubigen eine schwere Schuld abzuwaschen, Konrad III. vermochte der glühenden Beredtsamkeit Bernhards gegenüber nicht seine Unlust zu dem Unternehmen aufrecht zu erhalten, an 200,000 Menschen zogen 1147 mit den beiden Königen dem Grabe Christi zu. Aber sie fanden bis auf geringe Reste nur ihr eigenes Grab, ehe sie die heiligen Stätten geschaut.

Dem Ansehen Bernhards hat der gänzliche Mißerfolg dieses Unternehmens auf eine geraume Zeit geschadet, und nicht Alle vermochten mit ihm darin die unergründliche Weisheit der Vorsehung und eine gerechte Strafe für die Sünden der Kreuzfahrer zu erblicken. Unsere Zeit kann ja nicht anders als in jenen kriegerischen und blutigen Zügen einen politischen Irrthum und eine Abkehrung von dem zu erkennen, der noch am Kreuz für seine Feinde gebetet. Nicht aber ziemt es uns, den Erfolg allein zu dem Maße unseres

Urtheils zu machen und die Bestrebungen eines früheren Jahrhunderts allein nach den aufgeklärteren Anschauungen der Gegenwart zu messen. Was Bernhard gewollt, entsprach dem Ideale seiner Zeit, seine Schuld ist es nicht, daß der Glanz dieses Ideals noch durch unchristliche Vorurtheile getrübt und durch menschliche Leidenschaft verdunkelt war.

Sympathischer und näher den Anschauungen einer milderen Zeit ist sein Auftreten, das er bei einer Judenverfolgung beobachtet hat. Wiederholt ist es im Mittelalter vorgekommen, daß in den Zeiten einer großen religiösen Erregung, oder wenn Krieg, Seuche und Hunger das Land bedrückte, die Wuth des Volkes sich gegen die Juden wandte. Ihre Vorfahren hatten ja den Herrn gekreuzigt, sie selbst durch Wucher das Geld der Christen an sich gebracht.

So hatte denn, als Bernhard den Zug gegen die Saracenen predigte, ein schwärmerischer Mönch Namens Rudolf an den Ufern des Rheins das Volk mit leichter Mühe überredet, mit der Vertilgung der Ungläubigen im eigenen Lande den Anfang zu machen. Tausende der Wehrlosen wurden ermordet, Tausende durch die Todesfurcht zur Taufe getrieben. Die dem Unwesen gern gesteuert hätten, waren machtlos gegen den Fanatismus des christlichen Pöbels. Da erklärte sich Bernhard zuerst brieflich gegen das teuflische Treiben, wie er es nannte. Aber erst als er selbst erschien, gelang es der Macht seiner Persönlichkeit, den wilden Mönch in sein Kloster zurückzuschieben und die Wuth der aufgeregten Menge zu dämpfen. Die Juden selbst priesen ihn als ihren Schutzengel, den Jehovah gesandt. Ohne ihn, so meinten sie, würde keiner von ihnen dem Blutbade entronnen sein. Was aber Bern-

hard bewog, sich der Juden anzunehmen, war keine Gleichgültigkeit gegen die Verschiedenheit der Religion, war auch keine kosmopolitische Humanität; was ihn dazu bewog, war die auf die Verheißung seines Herrn gestützte Hoffnung auf die dereinstige Befehrung des Volkes Israel und das Gebot dessen, der Böses mit Gutem, Haß mit Liebe zu vergelten heißt. Um so höher aber muß uns Bernhard wegen dieser echt christlichen Gesinnung stehen, als sie den meisten seiner Zeitgenossen fremd ist. Selbst Peter, das ehrwürdige und edle Haupt des Cluniacenserordens, hielt eine Veraubung der Juden zur Ausrüstung der Kreuzfahrer für erlaubt und angemessen.

Nicht ganz so unbefangen und vorurtheilsfrei bei der Judenverfolgung zeigte sich Bernhard gegen die mannigfachen Sectirer und Häretiker, die zu seiner Zeit besonders das südliche Frankreich erfüllten. In Schriften und Predigten bekämpfte er sie, zog auch selbst einmal in die Gegend von Albi und Toulouse, die der Herd der Katharer und anderer Häretiker war. Sein Interesse an der Einheit der Kirche war jedoch so groß, daß es ihn hinderte, mit unbefangenen Auge die Funken der Wahrheit zu würdigen, die den von der Gemeinschaft mit Rom Abgefallenen eigen war; aber es muthet uns doch freundlich an, daß er bei seiner Bekämpfung der Irrlehrer von äußerer Gewalt Nichts wissen will.

Wie anders ist man zwei Menschenalter nach seinem Tode verfahren! Ein förmlicher Kreuzzug sollte dem Ketzenthum im südlichen Frankreich, das inzwischen noch durch die Waldenser verstärkt war, ein Ende machen. Nach der Eroberung einer ketzischen Stadt fragte man den päpst-

lichen Legaten: „Was sollen wir thun? Wir vermögen nicht zu unterscheiden zwischen den Guten und Bösen?“ Und der Legat rief: „Haut sie nieder! Der Herr kennt die Seinen!“ Der Legat aber war Arnold, Abt von Cîteaux, das Haupt des Cistercienserordens. Bernhards Geist war aus seiner Stiftung gewichen. Was aber dieser Kreuzzug an festerischem Wesen übrig ließ, das haben nachher die Schrecken der Inquisition ausgerottet. Nur in einsamen Alpenthälern haben Nachkommen jener Häretiker die Lehren ihrer Väter in unsere Zeit hinübergerettet.

Wie den Sectirern, so trat Bernhard auch allen denen entgegen, die ihm innerhalb der Kirche die Lehre derselben zu gefährden schienen, keinem heftiger als Abälard.

Abälard! Wem wäre dieser Name unbekannt! Wen hätte nicht sein trauriges Geschick, wen nicht seine unglückliche Liebe zu der Heloise gerührt! Wahrlich, wenn Bernhards Name einen unpopulären Klang gewonnen hat, so ist, wenn nicht ganz, so doch zum allergrößten Theil sein Streit mit Abälard schuld daran.

Beide Männer vertraten zwei Richtungen, die von jeher in der Kirche neben einander, öfter noch wider einander gestanden haben, die Richtung des Herzenschristenthums der Mystik und die des rationalen Christenthums, Richtungen, die, wenn einseitig und mit Energie verfolgt, in die Extreme einer unklaren Schwärmerei und eines schwachen Rationalismus verfallen, die aber, wenn sie einander ergänzen, beschränken und corrigiren, die, wenn sie sich verschmelzen und als Drittes das praktische Christenthum der That in ihre Gemeinschaft aufnehmen, die göttliche Harmonie eines wahrhaft idealen Christenthums darstellen.

Bernhard gehört seiner ganzen Natur nach der Mystik an. In der Einsamkeit seines Klosters Clairvaux hat er oft und gern sich andachtsvoll in die geheimnißvollen Tiefen der Gottheit versenkt und hat, hinweggehoben über die Schranken des Raumes und der Zeit, die Herrlichkeit des Himmels geschaut. Aber seine Mystik ist nicht einseitig. Die Liebe zu den Brüdern, die Sorge für die Kirche drängt mit Gewalt ihn dem praktischen Christenthume zu, und namentlich zieht ihn die Verwirklichung seines theokratischen Ideals aus seinen mystischen Betrachtungen immer wieder auf das Feld der christlichen und kirchlichen Thätigkeit zurück. Der Wissenschaft steht er nicht feindselig gegenüber; aber „leichter, sagt er, und würdiger kommt man zu Gott durch das Gebet als durch die wissenschaftliche Erörterung.“ Mit Augustin lehrt er, daß der Glaube der Erkenntniß vorhergehen soll, aber Glaube ist ihm nicht ein todes Fürwahrhalten der hergebrachten Kirchenlehre, sondern die innige und vertrauensvolle Hingabe des sündigen Menschen an die Gnade Gottes. „Wer zerknirscht über seine Sünden, so spricht er, nach Gerechtigkeit hungert und dürstet, glaube an den, welcher den Gottlosen rechtfertigt, und durch den Glauben allein gerechtfertigt wird er Frieden mit Gott haben.“ Ganz ähnlich klingen andere Stellen. Nicht richtiger hätte ein Lutheraner die Unzulänglichkeit des menschlichen Verdienstes und die Größe der göttlichen Gnade darstellen können. So hat Bernhard von Clairvaux das große Princip der Rechtfertigung durch den Glauben ausgesprochen, ein Princip, das, von seiner Zeit nicht verstanden, von der Nachwelt mit dem Wüste toden Formenwesens überschüttet, erst nach Jahrhunderten von Luther als der Stern und

Kern des wahrhaft evangelischen Christenthums auf den Leuchter gestellt worden ist.

Aber eine Natur wie die Bernhards konnte für die Geistesart Abälards kein Verständniß und keine Anerkennung haben. Umfassender in seinem Wissen, gewandter in der Darstellung und Erörterung, hat Abälard doch sein Gedankensystem nicht harmonisch auszubilden vermocht, aber in kühnen Gedankenblitzen hat er oft Ideen ausgesprochen, welche wiederzufinden theilweise erst der Exegese und Dogmatik der Gegenwart vorbehalten war. Obwohl er mit den Scholastikern des Mittelalters an der Wahrheit des Kirchenglaubens nicht rütteln will, so behauptet er doch mit Aristoteles, daß es nützlich sei, an allen Dingen zu zweifeln. Durch den Zweifel komme die rechte Erkenntniß, und nur derjenige Glaube sei der rechte, der durch das Feuer der wissenschaftlichen Erörterung und Prüfung hindurch gegangen sei.

In der That sind die wissenschaftlichen Resultate, zu denen Abälard auf seinem dialectischen Wege gelangt, nicht erheblich von den Anschauungen Bernhards verschieden, und wären beide sich darüber klar geworden, daß das Wort „Glaube“ bei jedem von ihnen sehr verschiedene Dinge bezeichne, so hätte, wenn nicht eine Einigung, so doch eine gegenseitige Duldung wohl stattfinden können. Daß es aber, statt zu einer Einigung, zu der heftigsten Entzweiung und Feindschaft kam, daran hat auch weniger die Art der Lehrmeinungen, der Theorie, der wissenschaftlichen Resultate, als die grundverschiedene Geistesrichtung der Männer die Schuld.

Luther sagte zu den Schweizern: Ihr habet einen an-
Koldewey, Lebensbilder.

dern Geist als wir. So hätte auch Bernhard zu Abälard sprechen können. Sein conservativer Sinn fürchtet Abälards ungebundene Methode, von der er instinctiv fühlt, daß sie zu der Auflösung des kirchlichen Systems führen wird, fürchtet einen Geist, der in dem kirchlichen Demagogen Arnold von Brescia, dem Schüler Abälards, dem demokratischen Gebieter des römischen Pöbels, dem Gegner der Papstkirche, den allergefährlichsten Kezer erzeugt hatte.

So hätte es denn der Zuträgereien und Angebereien nicht bedurft, um den Kampf Bernhards gegen Abälard zu entflammen. Es war seinem Wesen nach von vornherein ein Kampf der Principien: ob Kirche, ob schrankenlose Lehrfreiheit, war der innerste Kern der Streitfrage. Ein solcher Kampf um die praktische Verwirklichung der beiderseitigen Ideale gewinnt gar leicht einen persönlichen Character, die Sache wird nicht mehr von ihrem Vertreter getrennt, der wirkliche oder vorausgesetzte Irrthum des Gegners verdunkelt das, was in ihm gut und wahr ist, und in der Hitze des Ringens fragt man wenig nach der Art der Waffen, die man zur Hand nimmt. In den großen Kämpfen um die Gestaltung der Kirche, des Staates, der Gesellschaft haben von jeher die, welche in den ersten Reihen standen, sich selten von Menschlichkeiten frei erhalten, und es ist nur zu erklärlich, daß gerade der feurigste Muth und die energischste Kampfeslust am leichtesten zu unbesonnenen und fehlerhaften Streichen fortreißt.

Es läßt sich nicht läugnen, Bernhard hat sich in seinem Auftreten gegen Abälard von dem Vorwurfe einer leidenschaftlichen Gereiztheit nicht frei erhalten, und seine Kampfweise ist nicht immer gerecht und edel gewesen. Das Ende

des Kampfes war Bernhards Sieg. Aber dieser Sieg wurde nicht durch wissenschaftliche Widerlegung erfochten, sondern durch das Machtwort Roms, durch die Entscheidung eines Papstes, dem Bernhard allein den wankenden Stuhl Petri gestützt hatte. Abälard wurde zu ewiger Einsperrung verurtheilt, aber Peter von Clüigny durfte es wagen, dem alternenden, vielgehegten und viel mißhandelten Denker eine Freistatt anzubieten. Dort ist Abälard nach nicht langer Zeit 1142 gestorben. Kurz vor seinem Tode hatte der ehrwürdige Peter ihn mit Rom und Bernhard ausgeföhnt.

Das Auftreten Bernhards gegen Abälard bietet kein erfreuliches Bild. Was uns aber einigermaßen mit seiner Kampfesweise auszuföhnen im Stande sein kann, ist die Erwägung, daß er dabei nicht das Seine gesucht, nicht dem persönlichen Vorthelle gedient, nicht dem persönlichen Hassse gehorcht hat. Was er gethan, hat er um der Kirche willen gethan, wo er gefehlt, war die Quelle seines Unrechts die aufrichtige Absicht, das Reich Gottes zu fördern. Denn das ist das wahrhaft Großartige dieses Mannes, daß allezeit und allerorten er selbstsuchtslos seine ganze Kraft, sein ganzes Denken und Thun, sein ganzes Lieben, ja auch sein ganzes Hassen in den Dienst Gottes, in den Dienst seines Ideals, in den Dienst einer gereinigten Theokratie gestellt.

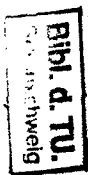
Dies zeigt sich so recht deutlich in der Art und Weise, wie er unerschrocken dem Papste selbst ein Prediger der Buße und strenger Richter geworden ist.

Bald nachdem sein Schüler Eugenius III. 1148 aus Frankreich auf den nunmehr gesicherten Stuhl Petri zurückgekehrt war, richtete Bernhard an ihn sein Werk über die Betrachtung, in dem er wie in einem theokratischen

Programm seine Idee von der Aufgabe des Papstthums entwickelt, eine Idee, die himmelweit verschieden ist von dem, was die Herrschsucht und die Habgier der Päpste später daraus gemacht hat. Mit großer Freimüthigkeit stellt er den Gegensatz dar zwischen dem, was das Papstthum sein soll, und dem, was es ist, und deckt mit rücksichtsloser Hand die Gefahren auf, die aus der Verweltlichung der Hierarchie hervorgehen, die nothwendiger Weise kommen müssen, wenn der Papst zugleich ein Nachfolger des Petrus und ein Nachfolger des Kaisers Constantin sein wolle.

„Auf das Richten über Sünden, spricht er, nicht über Besitzungen bezieht sich Eure Gewalt. Ueber das Irdische zu richten sind Könige und Fürsten eingesetzt, warum greift Ihr also in die Grenzen einer fremden Gewalt ein?“ Und an einer anderen Stelle sagt er: „Gold und Silber und Herrschaft mögt Ihr erlangen auf irgend eine andere Weise, aber nicht vermöge eines apostolischen Rechtes; denn der Apostel Petrus konnte Euch nicht geben, was er selbst nicht hatte. Er gab Euch, was er hatte, die Sorge für die Kirchen.“ Und ferner spricht er: „Den Aposteln ist die Herrschaft unter sagt. Versucht es einmal, beides mit einander zu verbinden, entweder als Herrscher das Apostelamt oder als Nachfolger des Apostels die Herrschaft Euch zuzueignen. Wenn Ihr beides zugleich haben wollt, so werdet Ihr beides verlieren.“

Bernhards Worte klingen wie eine Weissagung. Sie sind um so gewichtiger, um so schneidender, um so belastender, als sie aus dem Munde dessen ertönen, der für die Einheit und Herrlichkeit der römischen Papstkirche sein ganzes Sein und Leben eingesetzt hat. Aber Bernhards Stimme



verhallte wie die des Predigers in der Wüste, von jener Zeit bis herab auf unsere Tage hat der römische Bischof noch immer seine Hand nach der irdischen Herrschaft und nach dem irdischen Besitz ausgestreckt. Dank jenem Manne, der dazu berufen war, Bernhards Weissagung zur Erfüllung zu bringen, Dank unserem Luther, der als ein Werkzeug Gottes für weite Kreise der Christenheit, der insbesondere für uns dem Manne zu Rom mit der angemessenen Herrschaft über die Welt auch die angemessene Herrschaft über die Geister und Gewissen entriß und uns wieder unmittelbar und ohne Zwischenregiment unter die Herrschaft des Wortes Gottes gestellt hat.

Das Werk über die Betrachtung ist Bernhards theofratisches Testament. Seine andauernde Körperschwäche ging in eine langwierige und tödtliche Krankheit über. Noch ein Mal raffte er sich von seinem Schmerzenslager auf und eilte in die Gegend der Mosel, um zwischen verfehdeten Grafen die Eintracht herzustellen. Diese Friedensstiftung war sein letztes Werk. Erfüllt von Todessehnsucht, erfüllt von dem Verlangen Gott zu schauen, entschlief er inmitten seiner Mönche am 20. August 1155.

Die römische Kirche hat Bernhard von Clairvaux heilig gesprochen, aber das Beste seines Geistes von sich ausgestoßen. In der neueren Zeit ist er ihr gegenüber zum Häretiker geworden. Denn die von Pius IX. im Jahre 1854 zum Dogma erhobene Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Maria hat er eifrig bekämpft.

Wir evangelischen Christen sehen Bernhard nicht in dem Heiligenscheine, mit dem der Spruch des Papstes ihn umgeben. Heilig ist Gott allein. Geirrt und gefehlt hat

noch immer, wer vom Weibe geboren, und Bernhard selbst würde wohl am wenigsten sich unter die Heiligen gezählt haben. Aber eine Verzerrung der geschichtlichen Wahrheit wäre es, wollte man mit dem vorigen Jahrhundert, wollte man mit Schiller, dem das Vorurtheil seiner Zeit eine gerechte Würdigung des christlichen Mittelalters nicht gestattete, in Bernhard Nichts als einen weltflugen und dabei doch bornirten Heuchler erkennen.

Die neuere Geschichtsforschung hat ein unbefangeneres Urtheil, und wenn „groß“ zu nennen ist, wer in selbstsuchtlosem Dienste einer höheren Idee seiner Zeit die Richtung giebt, so wird sie, anstatt von dem heiligen, von dem großen Bernhard sprechen müssen.

Sein Bild wird allerdings für uns immer herbe und strenge Züge haben, das Ideal der mittelalterlichen Frömmigkeit, das sich in Keinem reiner und zugleich gewaltiger verkörpert hat, wird für einen evangelischen Christen des 19. Jahrhunderts nie vollständig sympathisch sein. Aber neben der Strenge schauen uns aus diesem Antlitz auch mildere Züge entgegen, zu der Weltflucht gesellt sich das Wirken in der Welt, zu der Gebundenheit die Freiheit, zu dem Herrschen die Demuth, zu Rom das Evangelium, und die Gestalt des hierarchischen Mönches verklärt sich in dem Glanze eines Glaubens, der in Gott ruht und in der Liebe thätig ist.

So vereinen sich denn in der gewaltigen Persönlichkeit dieses Mannes zwei Richtungen, deren Ineinander und Miteinander zu jenen Zeiten noch möglich war und die erst Jahrhunderte nachher auseinander gegangen sind. Wie aber das evangelische Christenthum nicht bloß in der Schrift

und in der apostolischen Zeit seine Wurzeln treibt, sondern auch die Kirche des Mittelalters als sein Vaterhaus anzusehen berechtigt und verpflichtet ist, so haben wir auch das Recht, den großen Bernhard als den Unsern in Anspruch zu nehmen und nach der einen Seite seines Seins und Wirkens als einen Vorgänger Luthers zu betrachten. Und wenn wir in diesem Sinne in diesem schöngeschmückten Raume, der, wie eine Stätte der Wissenschaft und Humanität, so zugleich eine Stätte der Andacht und Gottesverehrung ist, wenn wir in dieser Aula unseres evangelischen Gymnasiums zu dem Manne im Mönchsgewande emporschauen, so steht er für uns nicht da als ein Sinnbild des Rückschritts, der Engherzigkeit und Verfinsterung, sondern er steht da wie ein Prediger und Prophet, der uns mahnt, daß der Geist des Christenthums nicht an die wechselnde Form und die vergängliche Erscheinung gebunden ist, und daß die wahre Kirche Gottes zu allen Zeiten da sich findet, wo die Menschen durch den Glauben mit Gott, durch die Liebe mit den Brüdern und durch die Hoffnung mit der Ewigkeit verbunden und geeinigt sind.

Abt Jerusalem.

Wohl kein Jahrhundert findet eine so verschiedenartige und widersprechende Beurtheilung als das achtzehnte, das Jahrhundert der Aufklärung. Auf der einen Seite gepriesen als die Zeit, welche die Menschheit von den Banden der politischen, socialen und religiösen Knechtschaft befreit habe, wird auf der andern ihm staatlicher Umsturz, gesellschaftliche Gleichmacherei, religiöse Verflachung und kirchliche Auflösung zur Last gelegt. Und in der That, wer vermöchte es zu läugnen, daß die Aufklärungszeit mit ihrer zersetzenden Kritik, mit ihrem einseitigen Individualismus, mit ihrem Mangel an Achtung vor dem geschichtlich Gegebenen gar Manches bei Seite geschoben oder auch vernichtet hat, dessen Abschwächung oder Verlust noch heute sich schmerzlich fühlbar macht; aber andererseits ist es wenig gerecht, wenn man über den unlängbaren Irrungen und Schädigungen die großen Güter, welche wir den gigantenhaften Bestrebungen des vorigen Jahrhunderts verdanken, vergißt oder unter dem Drucke der Gegenwart die Zeit vor der Aufklärungsperiode in dem rothigen Schimmer einer nur in der Phantasie bestehenden Vollkommenheit erblickt.

Besonders ist es der kirchliche Gesichtspunkt, von dem aus das vorige Jahrhundert bald geringschätzend, bald an-

klagend beurtheilt wird, und nur zu oft werden die Theologen jener Zeit, die es nicht vermochten, in den ausgefahrenen Geleisen einer in scholastischer Polemik absterbenden Orthodorie oder eines in süßlicher Gefühlseligkeit schwelgenden Pietismus weiter zu ziehen, ohne genauere Beschäftigung entweder als leichte Flachköpfe oder als solche, die mit dem Zeitgeiste geliebäugelt und um die Gunst der Menge gebuhlt, bei Seite geschoben. Ein solches Urtheil ist gewiß irrig und ungerecht. Denn gerade unter den Gottesgelehrten des 18. Jahrhunderts ragen sehr ehrwürdige Gestalten hervor, Männer von tiefem sittlichen Ernste und hoher Begeisterung für ihren geistlichen Beruf, Männer, die in weiten Kreisen den Herzen Frieden und Freudigkeit brachten, Männer, die aus dem allgemeinen Schiffbruch des Bestehenden und Hergebrachten ein nicht geringes Theil religiösen Gutes retteten, Männer, die schließlich auch gar nicht viel anders sein, denken und glauben konnten, weil ein denkender Mensch den geistigen Strömungen, die ihn von Jugend auf wie eine geistige Atmosphäre umgeben, sich ebenso wenig ganz zu entziehen vermag, als Jemand aus seiner eigenen Haut herauszufahren im Stande ist.

Zu diesen Theologen der Aufklärungszeit gehört der Abt Jerusalem, der wie kaum ein Anderer nicht bloß in seinem engeren Vaterlande Braunschweig, sondern in ganz Deutschland, ja über dessen Grenzen hinaus seine Zeitgenossen beeinflusst hat und von ihnen wiederum als das Vorbild eines christlichen Predigers und Kirchenleiters angesehen und verehrt worden ist. Diesen Mann näher zu erkennen, seine Entwicklung zu verstehen, sein Wollen zu begreifen, sein Wirken zu würdigen, von ihm bei offener

Anerkennung dessen, was ihm mangelte, zu lernen, das ist die Absicht des hier mitgetheilten Lebensbildes aus der Aufklärungszeit.

1. Lehr- und Wanderjahre.

Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem wurde am 22. November 1709 zu Osnabrück geboren. Er entstammte einer holländischen Emigrantenfamilie, die ursprünglich den Namen „Wessel“ führte. Wenn es wahr ist, daß sie früher dem Judenthume angehörte, so mag mit dem Religionswechsel auch der Tausch des Namens vollzogen worden sein. Vielleicht, daß so auch das „von“ zu erklären ist, das noch Jerusalem's Vater seinem Namen vorgesetzt, er selbst aber, so weit ersichtlich, niemals geführt hat.

Der Vater Jerusalem's, M. Theodor Wilhelm von Jerusalem, war zu Osnabrück Pastor Primarius an der Marienkirche, daneben auch Superintendent und Scholarch. Ein Mann von nicht unbedeutender Gelehrsamkeit und nach der guten Gelehrtensitte jener Zeit auf Reisen, die sich bis in die Niederlande und nach England erstreckt hatten, gebildet, betrachtete derselbe es als seine wichtigste Vaterpflicht, den befähigten Sohn schon frühzeitig mit den Wissenschaften bekannt zu machen und mit Sorgfalt seine Studien zu leiten. So besuchte denn der befähigte Knabe von seinem achten Jahre an das Gymnasium seiner Vaterstadt und erhielt daneben noch durch einen Hauslehrer Unterricht im väterlichen Hause. In seinem zwölften Jahre wurde er, vielleicht weil der alternde und schon ohnedies viel beschäftigte Vater sich seiner nicht genügend annehmen konnte, in einer benachbarten kleinen Stadt zu einem Rector in Pension gethan

und von diesem zu fleißiger Lectüre der Alten angeleitet. Hier lernte er mehr classische Autoren kennen, als zu jener Zeit auf den Schulen gewöhnlichen Schlages gelesen wurden, und brachte es zu einer guten Fertigkeit im Verständniß derselben. Von den Griechen, die damals nur auf den wenigsten Anstalten den Schülern genau bekannt und vertraut wurden, beschäftigten ihn besonders Homer und Hesiod. Auch mit der hebräischen Sprache und den verwandten Dialecten machte er unter der Anleitung des dortigen, in den orientalischen Sprachen wohlbewanderten Predigers Bekanntschaft.

Im 15. Lebensjahre ging er wieder auf das Gymnasium zu Osnabrück zurück und wählte dort vorzüglich den Conrector Georg Leopold Ponatus (1686—1751) zu seinem Lehrer. Diesen rühmt er noch als hochbetagter Greis in dankbarer Anerkennung als einen Mann von vielen feinen literarischen Kenntnissen und richtigem Geschmacß und bekennt, daß er unter seiner Anweisung bei Lesung der Alten zuerst das Gefühl vom Wahren und Schönen bekommen habe. Unter ihm übte er sich im deutschen und lateinischen Stil und in der Declamation, und es ist wohl mehr als wahrscheinlich, daß gerade von diesem Lehrer der feine ästhetische Sinn, den Jerusalem später in seinen Schriften und in seinem Verkehr in so hohem Maße bekundete, zuerst geweckt und entwickelt wurde. Vielleicht wurde auch schon in jener Zeit der wißbegierige Knabe von dem Vater mit den neueren Sprachen, deren Kenntniß ihm später in hohem Maße eigen war, bekannt gemacht.

Der Jüngling hatte noch nicht sein 17. Jahr vollendet, als ihm am 7. Juni 1726 der Tod den Vater und damit

den sorgsamem und erfahrenen Leiter seiner Studien raubte. Aber obgleich er nun ganz allein der eigenen Führung überlassen blieb, war sein Geist doch bereits so weit gereift, daß seine Wahl im Allgemeinen das Richtige traf. Er ging, wohl noch im Herbst desselben Jahres, nach Leipzig, um sich dem Studium der Theologie zu widmen, und verweilte dort bis ins fünfte Jahr.

Leipzig war, wie auch die andere kursächsische Universität Wittenberg, damals noch der Sitz der lutherischen Orthodogie. Von hier aus hatte drei bis vier Jahrzehnte vorher Johann Benedict Carpzov seine flammenden Anathemen gegen die Pietisten geschleudert. Aber der Zustand der lutherischen Orthodogie war zu jener Zeit der einer unfruchtbaren Stabilität, einer greisenhaften Altersschwäche. Ihre letzten Kräfte hatte der Kampf gegen den Pietismus aufgezehrt. Ohne Geist und Lebensfrische schleppte sich die Dogmatik durch den Wust todter Formen und seelenloser Begriffe. Kein Wunder, daß bald darauf der Sturm der Aufklärungszeit so leicht und so schnell den einst so stolzen Bau in Trümmer warf.

Jerusalem hatte das Unglück, daß er, um Dogmatik zu hören, gerade zu dem „pedantischsten und stumpfsten Manne“ gewiesen wurde. Er nennt nicht den Namen, doch kann es kein Anderer als Klausing gewesen sein. Wohl glaubte er, daß in dem, was er vernahm, große Weisheit verborgen läge; aber wir dürfen uns nicht wundern, wenn der Jüngling bald den „elenden dürftigen Vortrag“ nicht ohne Verdruß und geheimen Spott anhören konnte. Er wendete sich daher zu den lebensvolleren Todten: Johann Gerhards († 1637) und Chemnitzens († 1586) Loci und

die Schriften des Jenensers Johann Musäus († 1681), der durch eine *Introductio in theologiam*, sein *Collegium controversiarum* und einzelne dogmatische Abhandlungen bekannt ist, wurden seine theologische Nahrung. Darauf las er auch die sämtlichen Schriften des Jenensers Franz Buddens († 1729), der zu jener Zeit besonders wegen seiner dogmatischen und moralischen Institutionen in höchstem Ansehen stand.

Sein Lehrer in der Philologie des Alten Testaments ward J. Gottlob Carpzov, der noch ziemlich antipietistisch-orthodoxe Verfasser der *Critica sacra* V. T. und der *Introductio ad libros can.* V. T., ein Sohn des Dresdener Ober-Consistorialraths Samuel Benedict Carpzov und Nefte des als Vorkämpfer gegen den Pietismus bekannten Johann Benedict Carpzov, ein von seinen Zeitgenossen hochgeachteter Gelehrter, der später von 1750 bis zu seinem Tode 1767 in Lübeck das Amt eines Superintendents mit Eifer und Beifall verwaltet hat. Da Jerusalem schon eine nicht geringe Kenntniß des Hebräischen mitbrachte, so gewann er Carpzovs vorzügliche Liebe und ward von ihm zu genauerer Bekanntschaft mit den Schriften Buxtorfs († 1629) und der bedeutendsten holländischen alttestamentlichen Philologen geführt. Auch die Schriften der beiden gelehrten Arminianer Johann Clericus (*Le Clerc* † 1736) und Hugo Grotius († 1645) und ganz besonders die des gelehrten Franzosen Richard Simon, eines Mitgliedes des Ordens vom Oratorium († 1712), den Herder den Vater der Kritik Alten und Neuen Testaments nennt, wurden in den Bereich seiner Studien gezogen.

In den letzten beiden Jahren seiner Universitätszeit

trat er Gottsched († 1766) näher, ließ sich von ihm in die Wolfische Philosophie einführen, las den Euklid und trat in die Gottschedische deutsche Gesellschaft ein. Eine von ihm in derselben gehaltene Rede ließ Gottsched in den „Proben der deutschen Beredsamkeit“ abdrucken. Dieser stand in jenen Jahren auf dem Höhepunkt seines Ansehens und beherrschte wie ein Dictator den deutschen Geschmack. Es ist hier nicht der Ort, darüber zu reden, welchen Einfluß dieser Mann auf die Entwicklung des geistigen Lebens unserer Nation gehabt hat; nur das darf nicht verschwiegen werden, daß er es ohne Zweifel war, von dem Jerusalem und mit ihm wohl mancher Andere lernte, philosophische und religiöse Wahrheiten in deutscher Sprache faßlich und angenehm vorzutragen.

Neben diesen theologischen, philosophischen und literarisch-ästhetischen Studien beschäftigte sich Jerusalem auch mit der Geschichte. Er hörte die Staatengeschichte bei Georg Christian Gebauer († 1773), der nachher der erste Professor der Rechte an der neuerrichteten Universität Göttingen wurde und nicht bloß wegen seiner gründlichen Rechtswissenschaft, sondern auch wegen seiner Kenntniß der Geschichte berühmt war, sowie Rechtsgeschichte bei dem nicht minder berühmt gewordenen Johann Jacob Maslov († 1761).

Daß der eifrige Musensohn bei diesen ausgebreiteten und vielseitigen Studien wenig Zeit übrig behielt, sich an dem eigentlich studentischen Treiben zu betheiligen, liegt auf der Hand. Aber hätte es ihm auch nicht an Zeit dazu gefehlt, so ist doch kaum zu glauben, daß ein so reines und edles Gemüth wie das seinige an dem über alle Maßen zügellosen und rohen Studentenleben jener Zeit je Gefallen

finden konnte. War doch das Leben selbst derer, die sich auf das Seelsorgeramt vorzubereiten vorgaben, der Art, daß ein Gottfried Arnold († 1714), an einer Besserung der academischen Jugend verzweifelnd, seine Professur in Gießen aufgegeben hatte. In Leipzig wird der Ton schwerlich ein besserer gewesen sein.

Am Schluß seiner academischen Studienzeit promovirte Jerusalem in Wittenberg zum Magister und kehrte dann nach fast fünfjähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt zurück. Hier predigte er einige Male; aber seine Neigung zog ihn nicht zum Stande eines Pfarrers, sondern zu dem eines academischen Lehrers. Da er aber dazu noch zu jung war, ging er auf zwei Jahre nach den Niederlanden, und zwar zuerst nach Leyden, diesem Centralpunkte gründlicher Wissenschaft, der in jenen Zeiten noch viele wissensdurstige deutsche Männer und Jünglinge an sich zog, und von wo aus helle Lichtstrahlen in alle Länder Europas leuchteten. Der gelehrte Theologe und Kenner der orientalischen Sprachen, Albert Schultens († 1750), der zuerst das Vorurtheil wegbrach, daß die hebräische Sprache im Himmel gesprochen werde; der durch seine Classifier-Ausgaben bekannte Professor der Geschichte, der Eloquenz und der alten Sprachen Peter Burmann († 1741), des Perizonius Nachfolger; der mit Newton befreundete, als Philosoph, Physiker und Mathematiker hochangesehene Wilh. Jac. van 'sGravesande († 1742); der durch seine mechanischen Erfindungen, namentlich durch seine Luftpumpen berühmte Physiker Johann von Muschenbroef († 1748); sodann Hermann Boerhave († 1758), zu dessen medicinischen und botanischen Vorlesungen zahlreiche Schüler aus allen Theilen Europas zusammenströmten; end-

lich noch ein nicht weiter genannter Professor der Theologie, dessen Colleg ganz der Orthodorie der Dordrechter Synode entsprach, das waren die Männer, als deren Schüler der wißbegierige junge Mann seine schon vielseitigen Kenntnisse vervollständigte, deren Einfluß gewiß nicht wenig dazu beitrug, ihn zu dem vorurtheilsfreien, weitblickenden, scharfsinnigen, duldsamen und doch in dem, was ihm als Wahrheit fest stand, tren beharrenden Manne zu machen, als der er in seinem ganzen späteren Leben sich gezeigt hat. Für seine theologische Entwicklung ist es bezeichnend, daß er neben den Gomaristen auch würdige remonstrantische Geistliche aufsuchte, ja auch in Rheinsberg, einem kleinen Orte in der Nähe von Seyden, der Jahresversammlung der Anabaptisten beiwohnte. Dort lernte er Samuel Cressl († 1747) kennen, jenen seiner Zeit viel genannten, viel gewanderten und viel bekämpften Socinianer, dessen zahlreiche Schriften theilweise unter dem Namen Lucas Mellierus Artemonius erschienen sind. Noch als hochbetagter Greis erinnert sich Jerusalem dieses alten „ehrwürdigen“ Sectirers und berichtet, daß er „mit vieler Nührung“ bei dessen feierlicher Austheilung des Abendmahls zugegen gewesen sei.

In dem zweiten Jahre seines Aufenthaltes in den Niederlanden besuchte er die übrigen großen Städte, brachte aber die längste Zeit im Haag und in Amsterdam zu, überall die sich reichlich anbietende Gelegenheit benutzend, bedeutende Gelehrte kennen zu lernen und durch den Verkehr mit ihnen sein Wissen zu erweitern, sein Urtheil zu läutern und zu schärfen. In Amsterdam hörte er mit vielen der vornehmsten Kaufleute bei Fahrenheit († 1756), der durch seine Verbesserung des Thermometers noch jetzt bekannt ist, einen

Curfus über Experimentalphysik und besuchte fleißig die merkwürdigsten Kunst- und Naturalienkabinette, welche der Reichthum, die Eitelkeit und der Kunstsinu der holländischen Handelsfürsten dort gegründet hatte. Er suchte und fand auch die Bekanntschaft und Freundschaft der angesehensten Männer aus allen Religionsgemeinschaften und hatte, wie er berichtet, das Vergnügen, in den verschiedenen Denominationen die würdigsten und rechtschaffensten Menschen kennen zu lernen. Dadurch wurde er in seiner Neigung, bei der Beurtheilung eines Menschen mehr Gewicht auf dessen ethische als auf dessen dogmatische Stellung zu legen, bestärkt und in die Reihe jener Männer gestellt, die wie Spalding, Sack u. A. mit großem Ernst und Nachdruck das sogenannte praktische Christenthum als Ziel des Strebens hinstellten.

Jerusalem selbst bezeugt noch über 50 Jahre später diesen Einfluß seiner holländischen Freunde, wenn er sagt, er habe im Verkehr mit ihnen die „entzückende Erfahrung gemacht, wie fruchtbar die wesentlichen Grundlehren des Christenthums in guten Seelen bei allem übrigen Unterschiede sind, und in welcher glücklichen Eintracht und Ruhe bei einer wohl geordneten und wohl befestigten allgemeinen Gewissensfreiheit alle Secten (jetzt würde man wohl sagen Denominationen) der Christenheit bei einander wohnen können, und wie dabei doch eine jede Partei für die Kirche oder Gesellschaft, wozu sie sich öffentlich bekennet, alle treue Verehrung behalten kann“.

Im Haag vertrat Jerusalem eine Zeit lang die Stelle des erkrankten Predigers an der deutschen lutherischen Gemeinde, und bei der vielen Liebe, die er bald zu gewinnen wußte, würde ihm nichts im Wege gestanden haben, die

bald darauf erledigte Stelle zu erhalten; aber er hielt sich selbst für zu jung dazu, auch mochte wohl der vom Vater ererbte Reisetrieb ihn noch hindern, sich an einen festen Wohnsitz zu fesseln. Er wollte noch Frankreich und England besuchen und hätte diesen Plan auch wohl sofort ausgeführt, wenn nicht häusliche, nicht weiter bekannte Umstände ihn in die Heimath zurückgeführt hätten.

Wie sehr der nun etwa 24 Jahre alte Jerusalem sich damals schon durch ein gediegenes theologisches Denken auszeichnete, zeigt eine von ihm selbst mitgetheilte Anekdote. In seiner Heimath hielt er einige Predigten und führte in einer derselben die Wahrheit von der Auferstehung Jesu aus. Nun war der Beweis, welchen Humphrey Ditton († 1714 oder 1715) in seinem viel gelesenen Buche von der Wahrheit der christlichen Religion aus der Auferstehung Christi aufgestellt hatte, damals erst durch eine Uebersetzung von G. W. Götten in Deutschland bekannt geworden. Ein Prediger, welcher dem jungen Candidaten zuhörte und Dittons Buch gelesen hatte, glaubte, derselbe habe seine Gedanken aus diesem entlehnt. Jerusalem aber kannte damals Ditton noch nicht; als er jedoch bald darauf das Buch selber las, hatte er das Vergnügen, den in seiner Predigt ausgeführten Beweis dem Ditton'schen in der Darlegung sowohl als in der Ordnung der Gedanken so vollkommen gleich zu finden, daß er den Verdacht für leicht erklärlich halten mußte.

Jerusalems Lebensziel war nicht, wie schon bemerkt, die Kanzel, sondern das Katheder. Zu weiterer Vorbereitung auf ein akademisches Lehramt bot sich ihm jetzt eine erwünschte Gelegenheit.

Der kurfürstlich-hannoversche Staatsminister G. A. von Münchhausen (1688—1770) hatte trotz mannigfacher Hindernisse die Gründung der Universität Göttingen durchgesetzt, zum großen Theil wohl, um den Wirren, welche die durch beide Welfenhäuser, Hannover und Braunschweig, gemeinsam geführte Verwaltung und Unterhaltung der Universität zu Helmstedt mit sich brachte, ein Ende zu machen. Im Herbst 1734 begannen vor einer bescheidenen Anzahl von Zuhörern die ersten Vorlesungen, die feierliche Einweihung erfolgte am 17. September 1737, und es dauerte nicht lange, so hatte die jugendkräftige Georgia Augusta die alternde Julia zu Helmstedt überflügelt.

Unter den ersten Söhnen der neuen *alma mater* stand Jerusalem als Hofmeister zweier jungen westphälischen Edelleute, die seiner Leitung übergeben waren. Den fast zu gleicher Zeit mit ihm angekommenen Lehrern theilweise schon vorher bekannt, von allen mit großer Freundlichkeit und Liebe aufgenommen, mit einigen, insbesondere mit dem durch seine englischen Miscellaneen bekannten, durch Geschmack, Weltkenntniß und Rechtschaffenheit ausgezeichneten Compson, durch enge Freundschaft verbunden, verweilte er drei Jahre lang in dem Musensitze an der Leine. Auch dem Gründer und Curator der Universität wurde er bekannt und werth, und da in dessen Hand die Besetzung der academischen Lehrstühle gelegt war, so ist es nicht zu verwundern, daß er dem jungen gelehrten und formgewandten Manne den Antrag machte, statt in Leipzig sich in Göttingen zu habilitiren. Jerusalem ging bereitwilligst darauf ein, doch mit der Bedingung, daß er zuvor wenigstens auf ein Jahr nach England gehen dürfe, um sich daselbst für den

neuen Beruf vorzubereiten. Er löste im Herbst 1737 sein Verhältniß zu seinen Jöglingen, das ihm nach einer leisen, aber kaum mißzuverstehenden Andeutung im Ganzen wenig Freude gemacht hatte, und reiste nach einem kurzen Aufenthalte in seiner Vaterstadt nach England ab.

Schon wenige Wochen nach seiner Ankunft in London wurde er durch einen glücklichen Zufall dem preussischen Minister Baron von Andrie bekannt und gewann die unveränderte, bis an den Tod fortdauernde Freundschaft desselben. Durch diese Bekanntschaft gelangte er in viele angenehme, vortheilhafte und ehrenvolle Verbindungen, an die er sonst seinem Stande nach nie hätte denken können, und erhielt bald die beste Gelegenheit, seine Menschenkenntniß zu erweitern, den Nationalcharacter der Engländer kennen zu lernen und sich mit dem Stande der Wissenschaften, besonders in literarischer, philosophischer und theologischer Beziehung, wie mit den verschiedensten religiösen Richtungen bekannt zu machen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß ein so scharfer Geist wie der seinige die genauesten Beobachtungen in Bezug auf das geistige und religiöse Leben Englands angestellt hat, und zu beklagen ist es wahrlich, daß die ihm gewordenen Eindrücke von ihm nicht in einem Tagebuche aufgezeichnet sind. Aber so viel wissen wir doch, daß sein Urtheil über England ein durchweg günstiges war, und daß er gern ganz und gar in diesem Lande geblieben wäre. Hier allein noch schien ihm die Menschheit original zu sein.

Auch in England war die confessionelle Uniformität durchbrochen und dagegen die theologische Zersahrenheit, wie sie die protestantischen Kirchen seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts characterisirt, eingetreten. Unter den

Presbyterianern herrschten im Allgemeinen noch die strengen Grundsätze der Dordrechter Synode. In der Episcopal-kirche dagegen stand die orthodox-reformirte Lehre hauptsächlich nur bei der hohen Geistlichkeit in Ansehen. Es hatte der Arminianismus viele Anhänger gefunden, und unter seinem Einfluß hatte sich eine nicht unbedeutende Partei des *juste milieu*, die der Latitudinärer, gebildet, die, zwischen wesentlichen und unwesentlichen Glaubensartikeln unterscheidend, ohne heftige Polemik und mit maßvoller Besonnenheit das Schiff der Kirche durch die klaffenden Gegensätze hindurchzusteuern suchte. Die äußerste Linke dieser Partei neigte sich arianischen Grundsätzen zu und stand den Antitrinitariern nahe, die außerhalb der Landeskirche in immer größerer Zahl auftauchten, wenn auch die Bildung eigentlich unitarischer Secten noch nicht erfolgt war. Während nun aber auch die arianisirenden englischen Theologen noch an einer besonderen Offenbarung festhielten, wurde eine solche von den Deisten oder Freidenkern, deren große Zahl, namentlich in sittlicher Beziehung, sehr bunt schattirt war, durchaus geleugnet.

Jerusalem lernte die bedeutenderen Vertreter der verschiedenen religiösen Richtungen kennen. Er nennt drei hochgestellte und hochangesehene Prälaten, die ihn, den jungen deutschen Gelehrten, mit vieler Gewogenheit aufgenommen hätten. Es waren Johann Potter (1674—1747), der als Erzbischof von Canterbury und Primas von England der höchste Würdenträger der englischen Kirche war, ein durch seine Kenntniß des classischen und patristischen Alterthums ausgezeichnet, aber von kleinlicher Eitelkeit nicht freier Mann; Thomas Sherlock († 1761), der damals

Bischof von Salisbury war, später den Bischofsstuhl von London bestieg und gegen den Deisten Woolston geschrieben hat; endlich der Bischof John Thomas, der lange Zeit in Hamburg bei der dortigen englischen Compagnie das Amt eines Predigers verwaltet hatte und in dieser Stellung noch 1728 Mitarbeiter des ersten deutschen Wochenblatts, des von M. Michael Richey zu Hamburg herausgegebenen „Patrioten“, gewesen war. Höchst wahrscheinlich gehörten diese drei Würdenträger zu der aristokratisch-conservativen Partei des strengern Lehrbegriffs. Auch den bedeutendsten Verteidiger der streng kirchlichen Trinitätslehre, den Dechanten an der Paulskirche Doctor Daniel Waterland († 1742), lernte der junge Reisende persönlich kennen. Derselbe wurde für eine Geißel der Arianer angesehen, und es war noch nicht lange, daß dem Hauptvertreter der entgegengesetzten Auffassungsweise, Doctor Samuel Clarke (1675 - 1729), dem Verfasser des Buches „The scripture-doctrine of the Trinity“, sein Widerspruch gegen den Athanasianismus den Verlust seiner Hofpredigerstelle zugezogen hatte. Als aber Jerusalem in England weilte, war Waterlands Ansehen bereits gesunken, und Clarkes Erklärung der Dreieinigkeit hatte sich „beinahe schon den Beifall von allen damaligen aufgeklärten Männern zu eigen gemacht“.

Der eifrigste Arianer war zu jener Zeit der „gute, alte, ehrliche“ Doctor William Whiston (1670 - 1752), welchen Jerusalem oft Gelegenheit zu sprechen hatte. Derselbe war früher Professor in Cambridge gewesen. Weil aber seine freien Ansichten mit den dort herrschenden nicht übereinstimmten, so hatte er auf sein einträgliches Amt verzichtet

und erwarb dann in London einen dürftigen Unterhalt durch Unterricht in der Experimentalphysik. Noch als fast achtzigjähriger Greis trat er zu den Baptisten über.

Derselben antitrinitarischen Richtung gehörte der Baptistenprediger Doctor James Foster (1697 – 1755) an, dessen Predigten Jerusalem einen ganzen Winter hindurch, obgleich er weiter als eine Stunde entfernt von ihm wohnte, fleißig hörte, und mit dem er auch in persönlichen Verkehr trat. Foster schrieb gegen Tindals sogenannte Deistenbibel: „Christianity as old as the world“ eine vielgelesene apologetische Schrift: „The usefulness, truth and excellency of the Christian Revelation“. Sie ist ebenso wie seine „Sermons“ auch ins Deutsche übersetzt. Letztere wurden von dem älteren Sack mit einer Vorrede begleitet, und beide Schriften haben vielen Beifall bei unsern Vorfahren gefunden. Jerusalem rühmt Fosters einfachen, schönen und gründlichen moralischen Vortrag, wie auch seinen edlen, frommen und sanften Character und erzählt, daß eine Anzahl angesehenen Zuhörer aus allen möglichen christlichen Parteien die Religionsvorträge, die er zur Aufbesserung seiner ungenügenden Pfarreinnahme alle Sonntag Abend auf Subscription zu halten pflegte, gehört habe.

Als seinen schätzbarsten und angenehmsten Umgang nennt Jerusalem den alten interessanten, belesenen und lebhaften Franzosen Pierre des Maizeaux. Wegen religiöser Differenzen hatte derselbe sein Vaterland verlassen, jetzt lebte er in London als Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften. Er war ein Freund des Deisten Collins und Herausgeber der Werke des mit ihm einst vertrauten Philosophen und berühmten Kritikers P. Bayle († 1706).

Er mag es hauptsächlich wohl gewesen sein, durch den Jerusalem mit der deistischen Denkweise bekannt wurde. Seine eigene religiöse Ueberzeugung blieb aber dieser Denkweise fern. Bei aller Anerkennung der Moralität einzelner Freidenker ist er ihren Irrthümern stets mit Festigkeit und Scharfsinn entgegengetreten.

In London lernte Jerusalem auch seinen berühmten Landsmann, den als Naturforscher und Arzt angesehenen, auch von Friedrich dem Großen geschätzten Doctor Joh. Nath. Lieberkühn (1711 bis 1758) kennen, den eine Studienreise 1739 nach London geführt hatte, und der von den großen dortigen Gelehrten mit allgemeiner Hochachtung geehrt wurde. Die in London mit diesem Manne geknüpfte Freundschaft ist vielleicht die Veranlassung zu dem innigen Verhältniß zwischen Jerusalem und J. J. Spalding geworden. Des letztern dritte Gattin war Lieberkühns Tochter.

Anfangs war es Jerusalem's Absicht gewesen, nicht länger als ein Jahr in England zu verweilen; da aber der Antrag nach Göttingen nicht ganz den Erwartungen, die er sich anfänglich davon gemacht hatte, entsprach, so verzögerte sich sein Aufenthalt in London bis in das dritte Jahr. Er war zuerst entschlossen, ganz in England zu bleiben, aber auf den Rath seiner Gönner und Freunde ging er im Sommer 1740 im Gefolge der Flotte, die den König Georg II. in seine deutschen Staaten begleitete, nach Deutschland zurück. Nach kurzem Aufenthalte in der Vaterstadt begab er sich nach Hannover, mit den vortheilhaftesten Empfehlungen an die Mitglieder des geistlichen und weltlichen Regiments ausgestattet. Er wurde hier durch die Vermittlung seines schon erwähnten Gönners Baron von

Andrie mit dem preußischen Gesandten Grafen von Truchseß bekannt, und es fehlte wenig, so wäre er mit diesem unter den günstigsten Bedingungen nach Berlin gegangen. Aber auf Zureden der beiden hannoverschen Minister von Schwicheltdt und von dem Bussche, die besonders auf das Unsichere der Lage in Berlin angesichts des in Aussicht stehenden ersten schlesischen Krieges hinwiesen, blieb Jerusalem in Hannover zurück. Die Staatsmänner hatten Recht gehabt, der Graf von Truchseß verlor in diesem Kriege sein Leben.

Nun bot der Minister von Schwicheltdt, der ein großer Kenner der schönen Wissenschaften war, dem jungen Gelehrten großmüthig sein Haus, seine Tafel, seine Gesellschaft und seine Freundschaft an, und dieser ging auch auf das ehrenvolle Anerbieten ohne Bedenken ein. Nach Ausbruch des Krieges ging v. Schwicheltdt als kurhannoverscher Gesandter nach Berlin und wollte den ihm liebgewordenen Hausgenossen als Legationssecretär mitnehmen. Aber obgleich derselbe noch eben so wenig wie früher Neigung zum Predigtamte verspürte, war ihm doch seine Theologie zu lieb, um dieselbe aufzugeben. Auch mochte der Wunsch nach dem academischen Lehrstuhle noch nicht in seiner Seele erloschen sein. Nach der Trennung von seinem Gönner zog Jerusalem in das Haus des hannoverschen Obristen von Spörcken, der im siebenjährigen Kriege anfangs als General, dann als Feldmarschall an der Spitze der hannoverschen Truppen stand, und übernahm zugleich die Oberaufsicht über die Erziehung des einzigen Sohnes dieses Mannes. So hatte er, wie wohl kaum ein anderer deutscher Theologe, Gelegenheit, die Sitten und Gewohnheiten der vornehmen

Welt kennen zu lernen und sich die Lebensklugheit und Gewandtheit anzueignen, die ihm nachher bei seiner Berufsthätigkeit so sehr zu Statten kam.

Inzwischen erhielt er mehrere andere vortheilhafte Anträge, der Minister v. Münchhausen setzte seine „vertrauliche Gewogenheit“ gegen ihn fort; aber unschlüssig, was er wählen sollte, sagte er den Vorsatz, wieder nach England zurückzukehren. Da lud ihn ganz unerwartet der Herzog Karl von Braunschweig ein, die Erziehung des damals siebenjährigen Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand und die Stelle eines zweiten Hofdiaconus und herzoglichen Reisepredigers zu übernehmen. Jerusalem glaubte in diesem Anerbieten einen Wink der Vorsehung zu erkennen, begab sich nach der herzoglichen Residenz Wolfenbüttel und trat schon im Juni 1742 sein Amt an.

2. Würden und Bürden.

Herzog Karl war 1715 geboren und seit 1735 Regent des kleinen Fürstenthums. In seinen Adern floß das heiße Welfenblut. Tief im Sinnlichen wurzelte die eine Seite seiner Natur, die andere drängte unwiderstehlich zu großen Thaten und idealen Zielen. Eine engherzige und geistlose Erziehung hatte seine Jugend eingeschnürt; als Mann beseitigte er jede Schranke, die seinen Neigungen unbequem war. Das sechzehnte Jahrhundert würde ihn zu einem ritterlichen Haudenegen, wie sein Vorfahr Heinrich der Jüngere es gewesen, gemacht haben, das achtzehnte gestaltete ihn zu einer Copie Friedrichs des Großen, in welche einige Züge Ludwigs XIV. sich mischen. Aber die Hilfsmittel seines

Landes waren zu gering, um den übergroßen Aufwand, welchen Militär und Hofhaltung erforderten, ertragen zu können; und so kam es, daß der, welcher als Fürst eines großen Landes wahrscheinlich sehr segensreich regiert haben würde, sein eingeschränktes Gebiet in eine heillose Schuldenlast stürzte und seinen Unterthanen wider seine Absicht und zu eigenem Herzeleid die Ursache vieler Thränen wurde.

Die regierende Herzogin Philippine Charlotte, eine Tochter Friedrich Wilhelms I. von Preußen, besaß neben dem scharfen Geiste ihres großen Bruders ein warmes, dem Edlen, Sittlichen und Religiösen zugekehrtes Gemüth. Ihre Kinder zu frommen, geistig gebildeten, nicht bloß mit dem damals üblichen Firniß der höfischen Sitte überzogenen Menschen zu erziehen, lag ihr sehr am Herzen, und es ist gewiß ihrem Einfluß zuzuschreiben, daß trotz der Neigung des Herzogs zu galanten Frauen der Hof zu Wolfenbüttel und Braunschweig als seltene Ausnahme unter den Fürstenhöfen jener Zeit eine Stätte blieb, wo Religion und edle Geistesbildung respectirt wurden, daß der spottende und gotteslästerliche Wiß hier keinen Beifall und Schutz fand, und daß die fürstliche Familie den Unterthanen durch fleißige Theilnahme an den Gottesdiensten voranging.

Der für große und schöne Zwecke leicht zu enthusias mirende Sinn des Herzogs, die rege Sorge der Herzogin für das sittliche und geistige Gedeihen ihrer Kinder ebneten Jerusalem den Weg, um bei der Erziehung seines Zöglings, des körperlich und geistig reichbegabten Karl Wilhelm Ferdinand, seine Grundsätze zur Durchführung zu bringen, ihm eine gründliche und vielseitige Geistesbildung zu geben, seinem Gemüthe feste sittliche Grundsätze, Begeisterung für das

Höhe und Edle, das Streben seinen Mitmenschen zu nützen und ein festes Gottvertrauen einzuschleßen und so ihn vor der Oberflächlichkeit und Frivolität seiner meisten Standesgenossen zu bewahren. Jerusalem wußte das Vertrauen des Herrscherpaares in so hohem Maße zu gewinnen, daß ihm schon nach wenigen Jahren auch die oberste Leitung und Beaufsichtigung bei der Erziehung der vier jüngeren Prinzen übertragen wurde. Den eigentlichen Unterricht derselben besorgten andere Lehrer, er aber confirmirte sie alle, nachdem er sie ein ganzes Jahr vorher in der Religion unterrichtet hatte.

Ueber die Principien und die Methode seiner Erziehung hat Jerusalem keine systematische Zusammenstellung hinterlassen; aber hier und da leuchten dieselben aus seinen Schriften hervor, insbesondere aus seinem „Leben des Prinzen Albrecht Heinrich“ und aus dem Fragment: „Ueber die bessere Vorbereitung derer, die sich dem Predigtamte widmen wollen.“ Beiden Schriften, namentlich der ersteren, sind die nachfolgenden Stellen entnommen.

Jerusalem ging nicht davon aus, daß die Natur des Kindes durch die Erbsünde verderbt sei, aber eben so wenig gehörte er denen an, welche wie Rousseau die natürliche Güte der menschlichen Natur über alles Maß priesen. Ihm ist der Zustand des Kindes der der Unvollkommenheit, der der bloßen Anlagen, die der Bildung bedürfen. „Der schönste Character,“ sagt er, „wird ohne Ausbildung nicht tugendhaft. Er wird einzelne schöne, große Handlungen hervorbringen; aber er behält auch seine eigenthümlichen Fehler, die in dem großen Geiste nur oft so viel mehr Nahrung finden. Die wahre Richtung und die zuverlässige Wohl-

thätigkeit (gute Beschaffenheit) und Größe können ihm die Wissenschaften und die Religion allein geben. Wir werden zur Tugend, aber nicht mit der Tugend geboren." „Die Natur schafft alles nur roh; die Bearbeitung überläßt sie der Vernunft des Menschen; nur läßt sie ihr Werk nicht umarbeiten." Wahre Größe erkennt er nur da an, wo große und edle Naturanlagen durch die „Cultur zu ihrer wahren Vollkommenheit kommen." In der Befolgung dieses Grundsatzes allein liegt die Größe eines Fürstenhauses. „Die hohe Geburt ist es allein nicht," sagt er. „So alt diese aus Dürftigkeit so oft wiederholte Schmeichelei ist, so wenig hat sie die Welt noch als eine Erfahrung annehmen können. Großmuth und Menschenliebe werden nur da der Familiencharacter, wo sie das Eigenthum der Eltern sind; denn da läßt ihn das Exempel der Eltern und ihre Sorgfalt für eine ähnliche Erziehung, die Gott segnet, nicht ausarten. Nur auf diese Art zeugen Helden Helden." „Daß wir der Welt unseres Gleichen zurücklassen, die die Früchte der Erde nach uns aufzehren, dies haben wir mit den Thieren gemein. Aber der Nachwelt wohlthätige, weise Regenten und vernünftige, tugendhafte Bürger zu hinterlassen, dies ist Menschenpflicht. Kein Stand macht von dieser Pflicht frei." Gar nicht schwer sei in dieser Hinsicht die Aufgabe der Eltern. „Es werden keine ganze aneinander hängende Lehrstunden hierzu erfordert. Rechtschaffene Gesinnungen, die sich auch in der größten Familienvertraulichkeit nicht verleugnen; Handlungen, die auch in der nachlässigsten Gestalt wahre Tugend sind, sind bei einer allgemeinen Aufsicht dazu hinreichend und bilden in dieser vertraulichen Gestalt den Character des Kindes weit eher, als die studirten Sprüche des Lehrers.

Nur müssen uns selbst Tugend und Vernunft wichtig sein." Er ist sehr dagegen, daß die Erziehung übereilt wird, und tadelt „die Eilfertigkeit der Eltern, vor der Zeit vernünftige Regenten, große Weltweise und nützliche Bürger durch die Kunst zu treiben." Dadurch kämen die Menschen nie zur rechten Reife. „Es ist genug, daß wir mit der rechten Jahreszeit reif sind, wenn die Welt Früchte von uns erwartet. Die Natur, die in ihrer ganzen Oekonomie so sparsam ist und die größten Thiere ihre ganze Vollkommenheit in ein paar Jahren erreichen läßt, diese läßt dem Menschen zu seiner Erziehung sechszehn bis achtzehn Jahre: ein großer Beweis von der erhabenen Natur des Menschen und von der Größe seines Berufs; ein unwidersprechlicher Beweis, daß nach der Ansicht der Natur Menschen erziehen etwas ganz anderes als wachsen, und die Welt für den Menschen etwas ganz anderes als eine Wiese ist."

Die Weise seiner Erziehung war einfach und der Natur der Seele, „die bei fürstlichen Kindern nicht anders als bei andern Kindern ist", gemäß. Denn „die Kunst, die die Natur verläßt, kann in ihren Wirkungen nicht anders als mißlingen, und es ist oft nicht sowohl der Mangel der Erziehung, als die zu künstliche, wodurch so mancher Geist, der nach der Absicht der Natur wirklich groß sein sollte, nicht zu der Vollkommenheit kommt, wozu er bestimmt war." Die Religion ist ihm die Grundlage der Erziehung, aber „die wahre Religion: nicht die, welche in leeren sinnlichen Beschäftigungen besteht, wobei der Verstand nichts denkt und das Herz nichts fühlt; nicht die Sammlung unverständlicher Formeln, wobei sich das Kind das Denken in der Religion, auch aufs Alter, abgewöhnt; auch die nicht, die,

ohne die Vernunft zu kennen, von nichts als Vernunft spricht und zu delicat ist, den Namen der heiligen Schrift und des Erlösers zu nennen."

Bei dem Religionsunterricht will er nicht „das leidige, alle die edelsten, frohesten und heitersten Seelenkräfte ausdörrende, tödtende Auswendiglernen leerer, unverständlicher Worte“, sondern er strebt von früh auf dahin, des Kindes moralische Empfindungen, wie die der Gottesfurcht, des Mitleids, der Sanftmuth zu wecken und zu erhalten, es zu andächtigem Gebete zu gewöhnen und daselbe ihm lieb zu machen, Gottes Herrlichkeit und Vaterliebe und dann den Heiland kennen zu lehren, die Liebe zur Tugend und den Entschluß zur Rechtschaffenheit wachzurufen und die feste Hoffnung auf ein ewiges, seliges Leben in die junge Seele zu pflanzen. Von den „höheren und abstracten Lehren, die eigentlich nur zur gelehrten Erkenntniß der Religion gehören“ (er rechnet dazu namentlich die Lehren von den beiden Naturen, von den drei Personen in der Gottheit) will er für den Jugendunterricht nichts wissen. Seine Methode im Religionsunterricht ist offenbar die sogenannte socratische gewesen. Mit der größten Entschiedenheit spricht er sich gegen den noch zu seiner Zeit auf den Gymnasien herrschenden Mißbrauch aus, die Religionswahrheiten in lateinischer Sprache vorzutragen.

Außer in der Religion wurden Jerusalems Zöglinge noch in der alten und neuen Geschichte, in der Erdkunde, in dem Lesen der alten Schriftsteller, der Mathematik und den neueren Sprachen unterwiesen. In gereifterem Alter traten die Kriegswissenschaften hinzu. Anweisung im Zeichnen sollte den Geschmack und den Sinn für die Kunst bilden.

Der Unterricht und das eigentliche Studiren währte von 8—1 und von 3—6 Uhr. Die übrige Zeit wurde durch die Tafel, Besuch des Schauspiels und durch Promenaden ausgefüllt. Außerdem boten Naturalien und Münzen einen nützlichen Zeitvertreib, um die Langeweile, die „Hektik der Seele“, fern zu halten. Kindischer Müßiggang und inhaltlose Spiele waren nicht an der Tagesordnung. Des Abends nach der Tafel war das erste Geschäft, „die Relationen an den Herrn Vater“ aufzusehen. Die Prinzen mußten von der Beschäftigung jeder Tagesstunde Bericht erstatten, um sich dadurch zu gewöhnen, sich selber Rechenschaft von der Anwendung ihrer Zeit zu geben, und dem Vater waren diese kindlichen Geschäftsberichte wichtig genug, sie jedes Mal mit Aufmerksamkeit durchzugehen.

Mit ganzer Seele, mit unerschütterlicher Treue gab sich Jerusalem seiner großen Aufgabe hin, und die stets gleiche, treue Anhänglichkeit seiner Zöglinge, ihre Entwicklung zu edlen und biedern Menschen war der schöne Lohn seiner Bemühungen. Karl Wilhelm Ferdinand kämpfte im siebenjährigen Kriege im Heere seines königlichen Oheims mit Auszeichnung, übernahm nach seines Vaters Tode 1780 die Regierung des Ländchens und wurde ihm ein echter Landesvater. Die Schlacht bei Jena brachte ihm, dem obersten Führer des preussischen Heeres gegen den französischen Usurpator, den Heldentod. Friedrich August kämpfte gleichfalls im siebenjährigen Kriege im preussischen Heere und stand auch noch später als General und Commandant von Cüstrin im Dienste seines Oheims. Albrecht Heinrich wurde 1761 in schönster Jugendblüthe bei Rönna unweit Soest von einer todbringenden französischen Kugel getroffen.

Der Lehrer hat dem edlen Fürstensohne in der oben erwähnten Gedächtnißschrift ein schönes Denkmal gesetzt, und es ist rührend zu lesen, wie gottergeben und hoffnungsfreudig der Neunzehnjährige seiner letzten Stunde entgegenging. Wilhelm Adolf starb 1770 als Offizier im preussischen Heere. Maximilian Julius Leopold endlich, Jerusalems Liebling, fand 1785 zu Frankfurt sein Ende in den Fluthen der Oder, in welche sein Christenherz und sein Welfenblut ihn getrieben, um ein bedrohtes Menschenleben dem Tode zu entreißen. Auch dieser beiden Prinzen früh beendetes Leben hat Jerusalem in lesenswerthen Biographien beschrieben.

Ob und wie weit Jerusalems Einfluß sich auf die Erziehung der Prinzessinnen erstreckte, ist nicht bekannt. Aber nicht schwer ist es, die Spuren Jerusalemschen Geistes zu erkennen in Anna Amalie, dieser edlen Frauengestalt des 18. Jahrhunderts, der Mutter des unvergeßlichen Ernst August von Sachsen-Weimar.

Neben seiner Thätigkeit als Prinzenenerzieher hatte Jerusalem noch das Amt eines Hofpredigers. Er sollte, wenn der Hof in Wolfenbüttel verweilte, mit den übrigen beiden Hofpredigern abwechselnd in der Schloßkirche den Gottesdienst abhalten, bei dem Sommeraufenthalte im herzoglichen Lustschlosse zu Salzdahlum aber lagen ihm allein die Predigten ob. Die Seelsorge war ihm von Anfang an auf seine Bitte erlassen, und Amtshandlungen hat er, abgesehen von der Confirmation der Prinzen, nicht verrichtet. Dieses Hofpredigeramt hat er nur etwa 8–9 Jahr verwaltet; eine Ueberhäufung mit anderen Geschäften und seine schwächliche Körperconstitution waren der Grund, weshalb er sich von dieser Beschäftigung entbinden ließ, vielleicht war auch

die frühere Abneigung vor dem Predigen noch nicht bei ihm überwunden. Nur bei besonderen Gelegenheiten, bei der Confirmation der Prinzen, bei Eröffnung und beim Schluß des 1768 und 1769 zur Ordnung der derangirten Finanzverhältnisse des Landes tagenden Landtages und bei Einführungen, die er als Prälat zu verrichten hatte, redete er noch öffentlich.

In seiner Predigtweise hat sich Jerusalem mehr nach den Engländern, als nach den Franzosen gebildet. Vor allen soll Tillotson († 1694) sein Muster gewesen sein. Die blühende und feurige Beredsamkeit eines Bourdaloue und Massillon schien ihm nicht der Natur des Protestantismus angemessen zu sein. Sie wirke, meint er, mehr auf die Einbildungskraft, deren Hitze eher verflöge, als die Wärme des Herzens. Die protestantische Predigt müsse sich durch eine mit Licht und gemäßigter Wärme verbundene Simplicität auszeichnen, um mit Hinweglassung aller gelehrten, speculativen, dogmatischen und mystischen Untersuchungen das Wesen der Religion, das ihm „in dem ernstlichen Bestreben, Gott in seiner allgemeinen Liebe zum Guten ähnlich zu werden, und in der beruhigenden Versicherung von seiner Gnade und einer seligen Ewigkeit“ besteht, die Zuhörer mit der Vernunft begreifen und mit dem Herzen ergreifen zu lassen.

Will man Jerusalems Predigtweise kurz characterisiren, so kann man sagen: Er ist ein predigender Philosoph und ein philosophirender Prediger. Darin liegt seiner Predigten Vorzug und ihre Schwäche. Ihre Schwäche: Das Christenthum ist ihm wesentlich Philosophie, freilich die wahre, die größte Philosophie, eine Philosophie, „die die Vernunft von

jeder so ernstlich suchte, aber nie in ihrer vollen Verbindung mit einer deutlichen Gewisheit fand, die sie nur wie Blicke eines nächtlichen heiteren Himmels in einer Welle sah, und die der göttliche Lehrer des menschlichen Geschlechtes, unser Erlöser, der Welt zuerst ganz und in ihrem vollen Lichte bekannt gemacht hat". Die Wahrheit, daß das Christenthum eine Kraft, eine Thatsache, ein Princip ist, daraus das neue Leben des Christenmenschen herausgeboren wird, tritt bei ihm nicht hervor. Daher ist seine Predigtweise im Grunde feines und geistreiches Reflectiren über die christlichen Wahrheiten, mit tiefen und innigen Gefühlsäußerungen durchwoben, ohne daß beide Elemente zu einer einheitlichen Verbindung gelangten. Aber gerade in dieser philosophirenden Weise liegt wieder der Vorzug seiner Predigten und ihre bedeutende Wirkung auf die Zuhörer. Denn diese, die Glieder des fürstlichen Hofes, waren wie fast alle Zeitgenossen von dem philosophirungsfüchtigen Zeitgeiste ergriffen. Die Deisten, die Männer der Encyclopädie, Voltaire und die große Schaar seiner An- und Nachbeter, hatten mit philosophischen oder philosophisch aussehenden Argumentationen das Christenthum angegriffen. Da galt es denn, mit gleichen Waffen dem Feinde das entriessene Gebiet wieder abzurufen und den schwankenden Gemüthern die Festigkeit und den innern Halt der christlichen Wahrheit aufzuweisen. Jerusalem bezeugt selbst in der Vorrede zu der 1. Aufl. seiner 2. Predigtsammlung, daß er es für seine erste Pflicht gehalten habe, sich nach der Denkungsart seiner Zuhörer zu richten, und daß er auch für weitere Kreise das Richtige getroffen hatte, beweist der ungetheilte Beifall der edelsten seiner Zeitgenossen, der Beifall aller derer, die den Namen

des Heilandes noch auf ihre Fahne schrieben. Die beiden von ihm herausgegebenen Sammlungen von Predigten wurden, die erste vier, die zweite drei Mal aufgelegt. Sie erschienen noch bei seinen Lebzeiten in einer holländischen und in einer schwedischen Uebersetzung. Sechs seiner Predigten wurden von einem Grafen von Manteuffel für den Prinzen von Wales ins Französische übertragen und von dem bekannten Philosophen, Kanzler v. Wolf zu Halle, mit einer Vorrede begleitet.

Aber nicht bloß als Prinzenenerzieher und Hofprediger wurde Jerusalem ein Segen seiner neuen Heimath, er war es auch, der als Gründer und Leiter einer gelehrten Anstalt, des Collegium Carolinum zu Braunschweig, sich um dieselbe die allergrößten Verdienste erwarb und dadurch auch auf das Schulwesen von ganz Norddeutschland einen segensreichen Einfluß ausübte.

Als Jerusalem nach Wolfenbüttel kam, theilte er mit andern hellblickenden Zeitgenossen die Ueberzeugung, daß durch die vielen gelehrten Anstalten höherer und niederer Art bei weitem nicht der Nutzen gestiftet werde, den man billig davon erwarten dürfe. Er sah aber die Ursache dieses Uebelstandes nicht in dem Mangel an geschickten und gelehrten Schulmännern, die waren seiner Meinung nach genügend vorhanden; sondern er fand sie in der mangelhaften Organisation der Unterrichtsanstalten. Zunächst waren die niederen Schulen und die Universitäten nicht genau und nahe genug verbunden, griffen nicht in einander. Da noch kein Maturitätsreglement festgestellt hatte, welcher Grad der geistigen Bildung von dem zur Universität gehenden Jünglinge billig zu verlangen sei, so liefen die jungen Leute,

von der eigenen Sehnsucht nach der academischen Freiheit und von der unverständigen Eilfertigkeit der Eltern getrieben, so früh wie irgend möglich und ehe sie die genügende geistige Reife erlangt hatten, zu der Universität, und die Folge war, daß sie von ihrer Studienzeit entweder gar keinen oder doch nicht den Nutzen zogen, den sie davon hätten ziehen müssen, und daß sie dann als wenig brauchbare Beamte in den Staats- und Kirchendienst eintraten. Dazu kam dann noch, daß alle niederen gelehrten Schulen jener Zeit nur zur Unterweisung derjenigen eingerichtet waren, die aus der Gelehrsamkeit ihren eigentlichen Lebensberuf zu machen gedachten, daß aber auf diejenigen, welche sich einem specifisch gelehrten Fache, einem sogenannten Facultätsstudium, nicht widmen, aber doch eine einigermaßen höhere Bildung erwerben wollten, gar keine Rücksicht genommen wurde.

Das Einfachste wäre nun gewesen, diesen beiden Mängeln durch ein Abiturientenreglement und eine durchgreifende Gymnasialreform abzuhelpfen. Aber wenn auch Jerusalem ein solcher Gedanke gekommen wäre, so hätte er ihn schwerlich bei den herrschenden Zeitanfichten durchführen können. Denn ein Reformator kann nur dann auf Erfolg rechnen, wenn sein Wort die Funken entzündet, welche bereits in der Brust der Menge schlummernd vorhanden sind. So sah denn Jerusalem einen Ausweg nur in der Gründung einer Anstalt, die eine vermittelnde Stellung zwischen Gymnasium und Universität einnahm, auf der die für die eigentliche Fachgelehrsamkeit bestimmten Jünglinge nach dem Besuch des Gymnasiums so vorbereitet würden, daß sie an den academischen Vorlesungen mit Nutzen Theil nehmen könnten,

auf der aber die übrigen jungen Leute, welche dem Hof- und Militärdienste, dem höheren Handelsstande, einem technischen Berufe u. sich widmen oder auch überhaupt nur eine höhere humane Bildung sich verschaffen wollten, dazu ausreichende Gelegenheit fänden, auf der endlich auch in Bezug auf Disciplin die Mitte zwischen der Eingeschränktheit der Schule und der zügellosen Freiheit der Universität gehalten würde.

Zur Ausführung dieses Planes fand Jerusalem bald Gelegenheit. Die Schule des in der Nähe von Helmstedt belegenen Klosters Marienthal war in Verfall gerathen. Ihre beiden Lehrer waren gegen Ende 1742 gestorben, und es wurde beabsichtigt, diese Schule zu reorganisiren. Da trat Jerusalem mit dem Plane hervor, mit den Einkünften der Marienthaler Klosterschule in der Stadt Braunschweig eine höhere Anstalt nach seinem Sinn zu gründen, dadurch den Mängeln des Schulwesens abzuhelpen und zugleich namentlich durch die Herbeiziehung vornehmer und reicher Jünglinge des Auslandes der Stadt Braunschweig Nutzen zu stiften. Sein Vorschlag fand den Beifall des Herzogs, und im Jahre 1745 wurde die neue Anstalt, dem Landesherrn zu Ehren Collegium Carolinum genannt, eröffnet. Jerusalem wurde mit dem gelehrten und berühmten Abt Mosheim zu Helmstedt (1695—1755) zum Curator der neuen Anstalt ernannt, die eigentliche Leitung lag aber durchaus in seiner Hand, und als Mosheim seine Professur zu Helmstedt aufgab und als Kanzler an die Universität Göttingen überging, stand Jerusalem als alleiniger Curator seiner Lieblingschöpfung vor. Schon 1751 zog er mit seinem Jöglinge nach Braunschweig, damit dieser das Collegium

besuche und er selbst der Direction der Anstalt näher sei. Seitdem hat er Braunschweig, wohin auch wenige Jahre darauf der herzogliche Hof übersiedelte, nicht wieder verlassen und dem Collegium bis an seinen Tod mit großer Aufopferung einen großen Theil seiner Zeit und seiner Thätigkeit gewidmet.

Der Erfolg zeigte, wie richtig Jerusalem die Schulverhältnisse seiner Zeit beurtheilt hatte. Seine Anstalt kam bald zur Blüthe. Viele auswärtige Schüler, zum Theil den höchsten Ständen angehörig, strömten herbei, und die hier gebildeten Jünglinge zeichneten sich später bis auf wenige Ausnahmen auf Universitäten durch Fleiß und Sitten aus. Zur Erreichung dieses Erfolges trug aber am meisten bei, daß Jerusalem bedeutende Männer als Lehrer für das Collegium zu gewinnen wußte. Unter den ersten Lehrern waren K. Chr. Gärtner (gest. 1791), als geschickter Kritiker und geschmackvoller Kenner der Literatur und als Herausgeber der Bremer Beiträge bekannt; Joh. Arn. Ebert (gest. 1795), der Hauptvertreter der englischen Literatur in Norddeutschland und durch seine Uebersetzung von Youngs Nachtgedanken von großem Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Literatur; J. Fr. W. Zachariä (gest. 1777), der vielbelobte Dichter komischer Heldengedichte, insbesondere des Renommisten. Später trat J. J. Eschenburg (gest. 1820) hinzu, ein Mann, der namentlich durch Einführung der englischen Literatur in Deutschland, insbesondere durch seine Uebersetzung Shakespeares, sich ein bleibendes Verdienst erworben hat. Schon diese Namen zeigen zur Genüge, mit wie klarem Blicke Jerusalem für sein Collegium die passenden Persönlichkeiten herauszufinden wußte, und mit Hilfe

solcher Kräfte ist es ihm gelungen, auf die Entwicklung des gesammten Schulwesens von Norddeutschland befruchtend einzuwirken. In unserer Zeit freilich, wo die Mängel, die er so richtig erkannte, gehoben sind, würde das Collegium Carolinum in seiner ursprünglichen humanistischen Gestalt ein Anachronismus sein, und es ist gewiß dem Sinne ihres geistigen Vaters gemäß, daß man diese Anstalt in eine polytechnische Schule verwandelt hat.

Für seine rastlose und erfolgreiche Thätigkeit fand Jerusalem die volle Anerkennung des regierenden Herzogs. Schon am 1. Januar 1744 war er zum Propst zweier Klöster in und bei der Stadt Braunschweig, S. Crucis und S. Aegidii, ernannt, und als Mosheim 1747 Helmstedt verlassen hatte, wurde er an dessen Stelle (1749) zum Abte des Klosters Marienthäl erhoben. Schon gegen Ende des vorhergehenden Jahres hatte sich die theologische facultät der Universität Helmstedt beeilt, ihm die Würde eines Doctors der Theologie zu verleihen. Für die hohe Achtung, die der Herzog seinen bedeutenden Talenten zollte, spricht am besten dessen dringender Antrag, die Theologie aufzugeben und dagegen in Verbindung mit dem ersten Minister die Arbeiten im fürstlichen Cabinet zu übernehmen. Jerusalem hatte einige Mühe, den ehrenvollen Antrag, ohne den Herzog zu beleidigen, abzulehnen. Seine Beweggründe dazu mögen ebensowohl in der Liebe zu seinem bisherigen Wirkungskreise zu suchen sein als in der Abneigung gegen eine Thätigkeit, die bei der wachsenden finanziellen Verwirrung des Landes wenig Erfolg und Befriedigung versprach. Nicht lange darauf (1752) erhielt er nach dem Tode des Abtes und Oberhofpredigers Dreißigmarß anstatt der Marienthäler

Abtei die des in der Nähe von Braunschweig belegenen Klosters Riddagshausen.

In diesem einst sehr reichen Kloster war bei der durch Herzog Julius gleich im Anfange seiner Regierung 1568 vollzogenen Reformation, wie in mehreren anderen Klöstern des Landes, nach dem Muster der Württemberger Klosterschulen eine Lehranstalt gegründet, um zukünftige Theologen zur Universität oder auch direct für ihren geistlichen Beruf vorzubereiten. Die Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich hatten 1690 dieselbe in ein Predigerseminar verwandelt. Zwölf Candidaten erhielten hier, wenn sie ihren academischen Cursus gehörig beendet hatten, freie Station und unter Direction des Abtes weitere Ausbildung zum geistlichen Amte. Jerusalem, obwohl schon ohnehin viel beschäftigt, gab sich der ihm aus seiner neuen Würde erwachsenden Thätigkeit mit all dem ihm eigenen Eifer hin. Statt der bis dahin üblichen Disputationen führte er fruchtbarere exegetische, dogmatische, literarische und homiletische Uebungen ein. Wöchentlich brachte er einen großen Theil des Tages in der Mitte der jungen Theologen zu, in freundlichem Verkehr sie gewinnend, fördernd, anregend, durch eine eingehende liebevolle Kritik ihre Arbeiten beurtheilend, ihr Urtheil berichtigend, zu neuem Eifer sie anspornend. Sehr oft ließ er sich nicht reuen, selbst eine Abhandlung oder Predigt über den beregten Gegenstand auszuarbeiten, gewiß von allen Arten der Kritik eine der förderlichsten und lehrreichsten. Fast vier Jahrzehnte hindurch, bis an seinen Tod, hat Jerusalem dieser Pflanzschule der braunschweigischen Geistlichkeit mit unermüdeter Liebe vorgestanden und dadurch in ausgedehntem Maße den religiösen Geist

des Landes beeinflusst. Etwa zwei Jahrzehnte nach seinem Tode wurde das Riddagshäuser Predigerseminar durch das westphälische Gewaltregiment aufgehoben, aber im Jahre 1836 in etwas veränderter Gestalt in Wolfenbüttel wieder eingerichtet, wo es noch in unsern Tagen fortbesteht.

Noch vieles ließe sich von der unermüdeten Thätigkeit Jerusalems zum Besten seines neuen Vaterlandes sagen. Fast bei allen nützlichen Einrichtungen hat er berathend und fördernd mitgewirkt. Hier möge nur das Eine noch Erwähnung finden, daß er es gewesen ist, der durch eine aus dem Englischen übersehte und mit einer Zuschrift an die Vorsteher der geistlichen Stiftungen des Landes begleitete Schrift „Ueber die Wohlthätigkeit öffentlicher Armenanstalten“ zu einer bessern Einrichtung des Armenwesens der Stadt Braunschweig den Anlaß gegeben hat.

Durch diese ausgedehnte, uneigennütige und segensreiche Wirksamkeit erwarb sich Jerusalem allgemeine Achtung und Liebe. Fürst und Volk, Hoch und Niedrig, Stadt und Land sahen in ihm ihren Wohlthäter. Der Neid war dem allgemeinen Beifalle gegenüber machtlos. Und so innig wurde seine Verbindung mit der neuen Heimath, daß selbst die ehrenvollsten und vortheilhaftesten Berufungen ins Ausland von ihm abgelehnt wurden. Friedrich der Große, der seine Verdienste kannte und schätzte, sich bei seinen Besuchen am herzoglichen Hofe gern und lange mit ihm unterhielt und sein Urtheil über die deutsche Literatur vielleicht höher stellte als das irgend eines andern deutschen Zeitgenossen, trug ihm um das Jahr 1770 die Abtei zu Kloster Bergen und die Generalsuperintendentur Magdeburg an. Etwa ein Jahr später wurde ihm die Würde des Kanzlers der

Universität Göttingen angeboten. So anziehend nun auch besonders die letztere Stellung für Jerusalem gewesen wäre, so blieb er doch in Braunschweig zurück, und der Herzog ehrte ihn dadurch, daß er ihm die höchste Würde übertrug, die einem braunschweigischen Theologen zugänglich war. Er ernannte ihn zum Vicepräsidenten des Consistoriums zu Wolfenbüttel, mit der Erlaubniß, in Braunschweig auch ferner seinen Wohnsitz zu behalten. Als aber 1787 die Georgia Augusta ihr fünfzigjähriges Jubiläum feierte, ehrte sie den Mann, der mehrmals auf dem Punkte gestanden hatte, mit ihr als academischer Lehrer in innige Verbindung zu treten, durch die Verleihung der theologischen Doctorwürde.

3. Theologischer und schriftstellerischer Character.

Für eine ausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit fehlte es Jerusalem an Zeit. Die darauf verwandten Stunden mußte er mühsam zusammensuchen und theilweise dem Schlafe abgewinnen. Er selbst bevorwortet stets die Eilfertigkeit, die ihn gehindert, die letzte Feile an seine Arbeiten zu legen. Trotzdem können sie sämmtlich wegen der geschmackvollen Darstellung, die freilich hie und da den französisch redenden Hofmann durchblicken läßt, wegen der Fülle an edlen Bildern und des Reichthums an schönen Gedanken noch jetzt theilweise als musterhaft bezeichnet werden. Ihr eigentlicher Vorzug liegt nicht in der Originalität, wie denn überhaupt der Geist ihres Verfassers nicht der Ausgangspunkt neuer Gedankenreihen gewesen ist, sondern in der wohlgeordneten und lebendigen Zusammenstellung dessen, was eine vielseitige

Lectüre, eine scharfe Beobachtung des Weltlaufes, eine tiefgehende Kenntniß der Natur und des menschlichen Herzens, verbunden mit einer innigen Liebe zu seinem Gott, in seiner Seele gesammelt hatten.

In keiner Schrift verleugnet sich die ihm und seinen Freunden wie Spalding und Sack eigenthümliche religiöse Richtung, die man als die des praktischen Supernaturalismus zu bezeichnen pflegt. Man mag diesen Standpunkt als einen unvollkommenen und unhaltbaren ansehen, man mag es rügen, daß dabei der Kern der protestantischen Lehre, die Rechtfertigung allein durch den Glauben, nicht die gebührende Stelle einnimmt; aber man darf diese Männer nicht verurtheilen oder gering schätzen, man muß sie begreifen und ihre hohe Bedeutung für jene Zeit erkennen. Es ist ein gut Theil von Frömmigkeit und echt christlichem Sinn, das diese ehrwürdigen Patriarchen, die so oft und gern von Vernunft und Aufklärung sprechen, in dem Herzen des deutschen Volkes zu der Zeit eines tiefen religiösen und sittlichen Verfalles wach erhalten und zum Theil neu gepflanzt haben. Wer sein Auge nicht dagegen verschließt, kann noch jetzt die Spuren davon erblicken. Mit den späteren flachen und seichten Rationalisten hat der Geist dieser Männer so wenig zu thun, wie Luthers Geist mit den lutherischen Eiferern des 17. Jahrhunderts.

Als Jerusalems geistiger und religiöser Character sich ausgestaltete, lagen die beiden Richtungen der Orthodorie und des Pietismus in den letzten Zügen, nur hier und da leuchtete nochmals die frühere Kraft hervor. Dagegen beherrschte die Leibnizische Philosophie, besonders in der durch Wolf popularisirten Gestalt, das wissenschaftliche Denken.

Von England aus begann dagegen der kalte und gemüthlose Deismus sich sein Gebiet zu erobern, und von jenseits des Rheines her brachen Frivolität, gotteslästerlicher Witz, Materialismus und crasser Unglaube über unser Vaterland herein. Besonders an den Fürstenhöfen und in den Kreisen des Adels fand diese französische Pestwaare willige Abnehmer, hier galt ein guter Witz mehr als eine edle That, ein Wort Voltaires mehr als ein Spruch des Evangeliums. Unter diesen verschiedenen Zeitströmungen nahm Jerusalem die Stellung ein, die allein ein Mann von Geist und Gemüth wählen konnte: er hielt sich frei von dem engherzigen Dogmatismus einer lebenslosen Rechtgläubigkeit, wies zurück den seelenlosen Mechanismus eines schwächlichen Pietismus und stellte sich unter dem unleugbaren Einflusse der Leibniz-Wolffschen Philosophie auf den Boden der heiligen Schrift, um von hier aus die deistischen und naturalistischen Irrthümer zu bekämpfen.

In seinem theologischen System, und hierin gleicht er vielen seiner Zeitgenossen, stellt er die sogenannte natürliche oder vernünftige Religion voran. Die Grundlage derselben ist ihm die aus der Beobachtung der sinnlichen und moralischen Natur sich ergebende Erkenntniß Gottes, des vollkommensten Geistes, des Schöpfers, Erhalters und Regierers der Welt, und ihre beiden wesentlichen Stücke sind „die Rechtschaffenheit oder die Gottseligkeit und die Versicherung von der Gnade Gottes besonders in Absicht auf eine selige Ewigkeit, welche beiden Stücke sich auf eine deutliche Erkenntniß Gottes in seinen Eigenschaften gründen.“ Das letztere Stück nennt er besonders gern auch die Beruhigung des Christen. Jerusalem ist aber weit entfernt, die Kunde

dieser Religion rein aus der menschlichen Vernunft, aus der sogenannten allgemeinen Offenbarung herzuleiten. Es ist ihm „unwidersprechlich, daß Gott von dem Anfange des menschlichen Geschlechtes an diese Erkenntniß durch nähere Erleuchtungen von Zeit zu Zeit zu unterhalten gesucht hat, wovon die ersten Strahlen in der ersten Geschichte des menschlichen Geschlechtes und in den Schriften Moses, die gleichsam die Morgenröthe der folgenden größern Erleuchtung waren, unleugbar sichtlich sind. Diese größere, reine und sichere Erkenntniß, die davon jetzt in der Welt ist, hat die Vernunft, wenn sie es auch gleich aus undankbarem Stolze oft nicht wissen will, unwidersprechlich der seligen Erleuchtung zu danken, die uns Gott durch Christum, das wahrhaftige Licht der Welt, gegeben hat.“ Die Frage, ob die Menschen auch durch eine rechte Anwendung der Vernunft zu eben dieser Erkenntniß hätten kommen können, weist er als überflüssig zurück. Wären auch einzelne Menschen durch die Stärke ihrer Einsicht zu einiger Erkenntniß hierin gelangt, so sei diese dennoch nur da zu einer allgemeinen geworden, wohin die Lehre des göttlichen Erlösers mit ihrem Lichte gekommen sei.

Was die geoffenbarte Religion betrifft, so betrachtet er zunächst die Lehre von der göttlichen Natur des Erlösers und die damit verbundene Lehre von der Trinität als ein Geheimniß für die Vernunft; es sei aber für sie keineswegs anstößig, „daß mit dem Menschen Christus Jesus sich eine solche hohe Natur vereinigt habe, die von Ewigkeit aus dem Wesen Gottes auf eine uns unaussprechliche Art ihr Wesen erhalten, und die wir daher als eine vom Vater unterschiedene Person ansehen.“ In dem Religionsunterrichte

der Jugend will er freilich von dieser Lehre nichts gesagt wissen und warnt auch reifere Christen vor Grübeleien darüber. „Meine Vernunft,“ sagt er, „bleibt ehrerbietig bei dem stehen, was Gott mir davon als hinreichend zu meinem Glauben geoffenbart hat, ohne dieses über meine und vielleicht über alle Vernunft erhabene Geheimniß tiefer ergründen oder genauer bestimmen und meine unsichern Bestimmungen Andern aufdringen zu wollen, welches nichts sein würde als dasselbe verwirren.“ Es sei aber dieses Geheimniß zu dem Zwecke bekannt gemacht, damit wir zunächst die Größe der göttlichen Liebe für unsere Seligkeit schätzen lernen und sodann die Beschaffenheit und die Wichtigkeit der eigentlich geoffenbarten Wahrheiten, die den unterscheidenden Character der christlichen Religion ausmachen, deutlich erkennen.

Diese Wahrheiten sind ihm die Lehre von dem Veröhnungstode des Erlösers, die er mit der von der Vergeltung der Sünden identificirt, von der allgemeinen Auferstehung der Todten und vom jüngsten Gericht. Das Verdienst Christi als unseres Erlösers besteht zunächst darin, „daß er uns nicht allein die Vergebung der Sünden und die damit verbundene Hoffnung der Seligkeit im Namen Gottes versichert, sondern auch durch seinen Tod und Auferstehung dergestalt bestätigt hat, daß ich mir diese Seligkeit jetzt mit der vollkommensten Zuversicht zueignen kann; dann aber auch in der Heiligung, daß er mir dazu nicht allein die vollkommenste Anweisung, sondern auch zugleich durch seine Verheißungen solche Ermunterung und Bewegungsgründe und durch den erworbenen Beistand des heiligen Geistes solche Hilfen gegeben, daß ich nun auch wirklich

Freudigkeit und Kräfte erhalte, als ein wahrer Christ mit Verleugnung alles ungöttlichen Wesens meinen sündlichen Begierden zu widerstehen und seinem Vorbilde in der Heiligung nachzufolgen."

Die Bedingungen, unter denen man dieser Wohlthaten theilhaftig wird, sind auch ihm Buße und Glaube. Da er nun aber in seiner Ansicht von der Sünde offenbar pelagianisirt und die Thatfünde nur aus einer sinnlichen, nicht aus einer verderbten Natur herleitet, so ist ihm Buße im Grunde nichts als das ernstliche Bestreben, sich nicht von unordentlichen Begierden beherrschen zu lassen. Was ihm aber Glaube ist, das hat er in dem Glaubensbekenntnisse des Prinzen Leopold folgendermaßen ausgedrückt: „Nicht daß ich Jesum nur mit dem Munde für meinen Erlöser erkenne oder mich leichtsinniger Weise auf sein Verdienst verlasse, sondern daß ich mich ihm als dem mir von Gott gegebenen Erlöser mit ganzer Seele überlasse, und daß ich zwar zuvörderst in demüthiger Erkenntniß meiner Unwürdigkeit die Versicherung von der Vergebung meiner Sünden und meiner Seligkeit als eine in ihm mir von Gott geschenkte und durch seinen Tod bestätigte freie Gnade allein ansehe, aber daß ich auch zugleich in aufrichtigem Gehorsam ihm meine ganze Seele ergebe &c.“ So wird denn der Glaube keineswegs zu einem bloßen Fürwahrhalten abgeschwächt, aber es fehlt doch viel, daß Luthers *sola fide* in den Mittelpunkt des Systems träte. Der Synergismus ist ein Characteristicum der praktischen Supernaturalisten.

Das Mittel, um zum Glauben zu gelangen, ist auch bei Jerusalem die heilige Schrift, und die Sacramente sieht er als „solche Gebräuche an, die durch ihre sinnlichen Vor-

stellungen die geistige Natur der Religion uns auf eine wirksame Art zu Gemüthe führen und uns ihrer Wohlthaten theilhaftig machen sollen". Die Taufe ist ihm das deutlichste Bild des Bundes, den der Christ bei seinem Eintritt in die Welt mit Gott macht, daß er allem sündlichen Wesen absterben, als ein neuer Mensch sein ganzes Leben Gott und dem Heilande widmen will, und die *praesentia realis* faßt er, den Calvinisten ähnlich, so, „daß im Abendmahl uns der Heiland, wenn wir es nach seiner Vorschrift gebrauchen, mit allen Gnadenwirkungen seines Todes wirklich gegenwärtig sei". In der Lehre vom heiligen Geiste sieht er, wie in der von der Gottheit Christi, ein Geheimniß, das er weder erklären kann, noch will. „Die Versicherung ist mir genug", sagt er, „daß Gott die Erhaltung meines Glaubens und der damit verbundenen Seligkeit bei allem Unterricht in der Religion, meinen Kräften nicht allein überlassen, sondern daß er mir diesen Geist zum Beistande geben will, daß ich dadurch in meinem Bestreben nach der Heiligung und in der gewissen Hoffnung meiner Seligkeit immer mehr gestärkt werde, damit ich das Ziel meines Glaubens unter allen Hindernissen der Welt und meiner eigenen Schwachheit auch glücklich erreiche."

Das Gebet ist ihm sehr wichtig, und er dringt mit Ernst darauf, daß die Kinder von früher Jugend auf dazu angeleitet werden. Beten aber soll der Christ zunächst, weil es seine Pflicht ist, sich in allen Anliegen zuvörderst zu dem Herrn seiner Schicksale und dem einzigen Urheber alles Guten zu erheben, sodann weil es ein Mittel ist, sich in dem Verhältnisse mit Gott und dem Heilande zur Förderung in der Rechtschaffenheit und Beruhigung zu erhalten, und

endlich weil das Gebet die ausdrückliche Bedingung ist, wenn der Christ des Beistandes des heiligen Geistes theilhaftig werden will.

Dies die Hauptzüge der Religion, wie Jerusalem sie den Gebildeten seiner Zeit gelehrt wissen möchte. Es ist wahr, es ist seinem Systeme nicht das Siegel der reinen Lehre aufgedrückt, und die Rechtfertigung durch den Glauben tritt darin nicht, wie sie sollte, hervor; aber seine pelagianische Auffassung der Sünde erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß er bei seiner stillen, klaren und harmonischen Entwicklung, bei seiner gewissermaßen johanneischen Natur niemals wie Augustin den klaffenden Gegensatz von Sündenverderbniß und göttlicher Gnade erfahren hat, und einem Manne, der mit eigenen Augen in seinen jungen Jahren gesehen, wie mit dem unverfälschten Dogma nur zu häufig sittliche Laxheit Hand in Hand ging, ist es nicht zu verargen, wenn er bei der ihm eigenen Neigung zum Reflectiren und inmitten einer sittlich entarteten Gesellschaft den Werth der einzelnen christlichen Lehren nach ihrer moralischen Wirkungsfähigkeit abmißt.

Es leuchten die religiösen Anschauungen Jerusalems aus jeder seiner theologischen Schriften unverkennbar hervor. Am klarsten und kürzesten sind sie in einer Art von Compendium zusammengestellt, das er zum Unterricht junger Leute, die in die große Welt gehen, dem von ihm in Druck gegebenen „Glaubensbekenntniß des Prinzen Leopold (1769)“ angehängt hat, und aus dem die obigen Citate größtentheils entnommen sind.

Von den einzelnen Schriften Jerusalems sind seine Predigten bereits früher erwähnt. In größerem Ansehen

noch standen seine apologetischen Schriften. Zuerst veröffentlichte er im Jahre 1762 die erste Sammlung von „Briefen über die mosaische Religion und Philosophie“, deren drei Auflagen von dem Beifalle der Zeitgenossen ein sprechendes Zeugniß sind. Die Fortsetzung derselben unterblieb, da der Verfasser inzwischen die Ausarbeitung eines umfassenderen Werkes, in das ihr Inhalt aufgenommen wurde, begann. Es sind seine „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion“, ein Werk, das, obgleich unvollendet, ihn unter die bedeutendsten Apologeten des vorigen Jahrhunderts stellt.

Diese Schrift, zu der ihm sein Schüler, der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand, mitten aus dem Getümmel des siebenjährigen Krieges heraus den Antrieb gegeben hatte, ist nicht für den eigentlichen Gelehrten berechnet, sondern sie will solchen Lesern „nützlich werden, deren Stand und Geschäfte es nicht leiden, in die genauere und gelehrtere Untersuchung der religiösen Wahrheiten sich einzulassen, denen es aber bei ihrer mehrern Verbindung mit der Welt und bei der jetzt alle Grenzen der Vernunft und Sittlichkeit überschreitenden Frechheit, gegen die Religion zu schreiben, zu ihrer Beruhigung so viel wichtiger ist, die Grundwahrheiten ihres Glaubens nach ihrer wahren Stärke und besonders nach ihrer innerlichen Vortrefflichkeit kennen zu lernen.“ Und diesen Zweck haben die Betrachtungen in hohem Maße erreicht. Sie wurden das vielgelesene Erbauungsbuch der gebildeten und dabei christlich gesinnten Kreise. Der erste Band erschien zuerst 1768, das Jahr 1770 brachte bereits die dritte Auflage. „Sie gehen“, schreibt ein Verehrer dem Verfasser von seinem Exemplare der Betrachtungen

tungen, „bei 8 bis 10 Stunden im Umkreis, vom Pfarrer, der sie von mir entlehnet, zum Baron, vom Baron zum Amtmann, vom Amtmann zum Pater, vom Pater zum Obristen u. s. w.“ Sie wurden in die französische, holländische, dänische und schwedische Sprache übersetzt und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts vielfach zur Apologetik benutzt. Herder spricht an mehreren Stellen seiner „Briefe, das Studium der Theologie betreffend“ mit der größten Anerkennung von diesem Werke. Bei Besprechung der mosaischen Gesetzgebung sagt er: „Das letzte Stück von Jerusalems Betrachtungen (leider das letzte!) enthält tiefe Blicke in den Geist der mosaischen Gesetze; meines Wissens ist er der erste Theolog in Deutschland von solchem Reichtum schöner philosophischer Kenntnisse und von dem wirklich politischen Blick.“

Der Plan des Ganzen war auf drei Theile angelegt. Der erste sollte die Wahrheiten der sogenannten natürlichen Religion behandeln, der zweite mit dem Alten Testamente, der dritte mit der christlichen Religion sich beschäftigen. Aber nach diesem Plane ist eigentlich nur der erste Theil ausgeführt, und er bildet unstreitig die Glanzpartie des ganzen Werkes. In neun Betrachtungen werden die allgemeinen Wahrheiten von Gott, Moralität und Unsterblichkeit eingehend begründet und die Einwendungen der Gegner mit schlagenden Gründen widerlegt. Durch das Ganze zieht sich eine solche Fülle schöner und treffender Gedanken, eine solche Innigkeit und Wärme des Gefühls, eine solche Tiefe der Welt- und Menschenkenntniß, und die Schreibweise ist durch eine solche Klarheit, Frische und Anmuth ausgezeichnet, daß auch heute noch, wo die wissenschaftlichen

Controversen von andern Gesichtspunkten aufzufassen sind, das Werk wegen dieser Vorzüge alle Beachtung verdient. Statt einer eingehenden Darlegung des Gedankenganges möge eine besonders schöne und innige Stelle aus der achten Betrachtung hier Platz finden, in welcher beschrieben wird, welchen Einfluß der stete Gedanke an Gott auf den Menschen hat.

„Wo Gott in einer Seele wohnet, wo Gott der erste und herrschende Gedanke ist, da ist der Trieb, durch die Erfüllung seiner weisen und gütigen Absichten ihm ähnlich zu werden, auch allgemein. Halten Sie dies für keinen enthusiastischen Ausdruck. Ein jeder Mensch muß Einen herrschenden Gedanken haben, welcher der Trieb und die Richtschnur aller seiner übrigen Gedanken ist, und je größer, je edler dieser ist, je größer ist der Mensch. Aber was könnten wir an die Stelle des Gedankens von Gott für einen andern setzen, der die Seele mit größern Gefinnungen, mit edlern und mächtigern Trieben erfüllte? Ein jeder andre herrschende Gedanke ist der wahren Größe der Seele gefährlich, benimmt der Vernunft ihre Heiterkeit, verrückt alle Dinge aus ihrem rechten Gesichtspunkte, setzet sie in ein falsches Licht, verstellet ihren Werth, störet die Ruhe der Seele, nähret die Unordnung der Leidenschaften. Nur dieser ist allein die wahre Quelle der Vernunft und des Muths, leitet die Vernunft im Cabinet, stärkt den Muth an der Spitze des Heers, läßt ihn in keinen Widerwärtigkeiten sinken, bemächtigt sich der Leidenschaften, daß sie nicht aus ihrem Gleichgewichte kommen, und erhält den Menschen in seiner Würde. Ein jeder andre herrschende Gedanke zerstreuet auch die Seele,

und indem er ihre Aufmerksamkeit und Kräfte auf die eine Seite hinzieht, wird sie an der andern so viel schwächer, niedriger, kleiner. Nur dieser ist wie die Allgegenwart Gottes selbst, die durch ihren mächtigen Einfluß in der Natur alles erhält, stärkt, ohne ihre Bewegung im geringsten aufzuhalten oder zu schwächen. Dieser Gedanke allein giebt der Seele die heitre Ruhe, daß sie ihre Kräfte auf alle Vorfälle mit gleicher Aufmerksamkeit wenden kann, hält sie in ihrer rechten Richtung und bildet den immer gleich großen Mann. Auch dürfen wir nicht fürchten, daß dieser Gedanke finster oder schwermüthig mache; so kennen wir Gott noch nicht recht. Seine Gegenwart dämpft keine vernünftige Freude; er macht allein erst fähig, die Wohlthaten der Natur und die übrigen Vorzüge des Lebens recht zu genießen. Diesen Gedanken können wir in alle Ergötzungen mitnehmen; der allein macht alle unsre Freuden sicher und läßt keine Gefinnungen aufkommen, welche die Würde unsrer Natur erniedrigen und unsrer wahren Vollkommenheit gefährlich werden könnten. Und je bekannter wir mit diesem Gedanken werden, je mehr er uns gegenwärtig ist, je näher kommen wir der glücklichen Fertigkeit, daß ein jeder Blick in die Natur, in den Lauf der Welt, in die Geschichte unseres eigenen Lebens uns die Weisheit und Güte Gottes immer sichtbarer macht und diese Empfindungen endlich zu dem seligen Affecte der Liebe erhöhet, dem nichts heiliger als der Wille und die Absichten Gottes ist, und der alle Geseze in Trieb verwandelt, an der Erfüllung so wohlthätiger Absichten mit zu arbeiten und sie an uns und unsern vernünftigen Mitgeschöpfen, so viel wir Kräfte haben, zu verherrlichen.“

Der zweite Theil der Betrachtungen erschien stückweise im Laufe der siebenziger Jahre (1772—1779). Eine Ueberbürdung mit Geschäften, Krankheit und harte Heimsuchungen im Kreise der Familie brachten diese Verzögerung zu Wege. Dem ursprünglichen Plane zuwider erstrecken sich diese Betrachtungen über Mose nicht hinaus. In der ersten Betrachtung behandelt er die Frage, ob eine besondere Offenbarung anzunehmen sei, und bekämpft mit Glück und in treffenden Bemerkungen diejenigen, welche eine besondere Offenbarung nicht anerkennen wollen, insbesondere die Deisten. Er sieht aber in der Offenbarung nicht die Mittheilung eines neuen Lebensprincipes, nicht ein Aufgenommenwerden in die göttliche Lebens- und Liebesgemeinschaft, sondern sie ist ihm nichts anderes als ein außerordentlicher göttlicher Unterricht von der Religion, ein Aufhelfen und Weiterbringen der Vernunft, ein schnelleres Hinführen zu einem Ziele, das sie für sich entweder gar nicht, oder doch erst nach sehr langen Umwegen erreicht haben würde. Die zweite Betrachtung beschäftigt sich mit der Vernunft und Religion der ersten Menschen von der Schöpfung bis auf Noah, in der dritten wird der Zustand der Welt und Religion von der Sündfluth bis auf Mose ins Auge gefaßt, die vierte endlich handelt von Mose und zwar in fünf Abschnitten von seiner Geschichte, von seiner Lehre von Gott, von seiner Lehre von der Schöpfung, von der Geschichte des Sündenfalles und von seiner Religion.

Auch hier tritt Jerusalem mit vielem Geschick den Naturalisten entgegen und weist nach, wie der Inhalt des Pentateuchs und insbesondere der Genesis keineswegs der Vernunft widerspreche. Freilich müsse man nicht der heiligen Schrift

durch eine starre Inspirationstheorie und eine an den äußern Worten haftende Auslegungsweise, gegen die auch Herder in seinen schon erwähnten Briefen über das Studium der Theologie polemisirt, einen Sinn unterschieden, den sie nicht habe. Unter den geistvollen Parteen dürfte seine Ausführung über die Entstehung der menschlichen Sprache in der zweiten Betrachtung und über die Entstehung der Sprachverschiedenheit in der ersten Abtheilung der dritten Betrachtung noch jezt alle Beachtung verdienen.

Besonders gern verweilt der Verfasser bei den Fragen, in denen die theologische Auslegung mit der Naturforschung sich auseinandersetzen muß, und in denen auf beiden Seiten durch Ueberschreiten der einer jeden Wissenschaft eigenthümlichen Grenzen, durch Starrsinn und Beschränktheit auf der einen und durch festes Absprechen auf der andern Seite so viel Verwirrung angerichtet ist. Jerusalem legt hier eine Sachkenntniß an den Tag, wie sie zu seiner Zeit und bis auf unsere Tage einem Theologen schwerlich in höherem Maße eigen gewesen ist, und was er vor einem Jahrhundert über diese schwierigen Fragen gesagt hat, das ist im wesentlichen noch heute als das anzusehen, von wo aus für alle diejenigen, welche von der mechanischen Inspirationstheorie und der wörtlichen Auffassung auf der einen und von materialistischen und pantheistischen Principien auf der andern Seite nicht präoccupirt sind, eine Versöhnung zwischen dem religiösen Glauben und den Ergebnissen der Naturwissenschaft nicht bloß möglich, sondern auch nothwendig ist. Von dem eigentlich religiösen Inhalte der Schrift giebt Jerusalem nichts auf: Gott ist Schöpfer der Welt, nicht bloß der Form, sondern auch des Stoffes, die große Fluth

ist ein Strafgericht Gottes über ein verderbtes Geschlecht. Trotzdem aber muthet er der Bibel nicht zu, daß sie in ihrer Naturanschauung über ihre Zeit hinausgehen und ein Compendium der Naturwissenschaften für alle Zeiten sein wolle. Ihm steht es durchaus fest, daß z. B. der Verfasser der Genesis die „Veste“ sich als ein Gewölbe gedacht, über dem gewaltige Wassermassen sich befunden, und er kann in der biblischen Erzählung von der Sündfluth nicht die Meinung ausgesprochen finden, daß der ganze Erdball sei überschwemmt worden.

Was die Frage nach dem Verfasser des Pentateuchs betrifft, so hält Jerusalem durchaus an Mose fest. Die Genesis habe derselbe aber nicht aus einer unmittelbaren Eingebung verfaßt, sondern aus verschiedenen ihm vorliegenden Quellen, namentlich aus alten poetischen Ueberlieferungen zusammengestellt, eine Ansicht, die zuerst 1755 von Astruc († 1766) ausgesprochen ist und jetzt in ihrem Grundgedanken allgemeine Anerkennung gefunden hat. Ein solches Lied ist ihm auch das zweite und dritte Capitel der Genesis, und zwar ein symbolisches Lehrgedicht, nicht wirkliche Geschichte, vielleicht von Enos verfaßt, „worin die ersten Menschen den von Gott durch ihren Stammvater bekommenen Unterricht, daß Gott der Schöpfer und moralische Regent der Welt sei, sich vorgehalten und sich dadurch zu einem aufrichtigen Gehorsam und zur Vermeidung aller Sünde als der Quelle alles Uebels zu erwecken und vor aller Verführung zu warnen gesucht haben.“ Diese Auffassung ist für Jerusalem, seinen eigenen Aeußerungen nach, ein Ausweg, um der orthodoxen Lehre von der thatsächlich vollkommenen Gerechtigkeit der ersten Menschen, die dann

plötzlich in ihr Gegentheil verwandelt sei, und von der Vererbung der Schuld Adams auf alle seine Nachkommen zu entgehen. So geräth er denn in den Pelagianismus hinein, und bei all seiner sonstigen Anerkennung der Thatfünde und des sündlichen Zustandes aller Menschen sieht er in der Sünde Adams nur den bei allen Menschen sich wiederholenden Sieg der Sinnlichkeit, wobei es dann freilich nicht möglich ist, die Frage, warum denn Gott den Menschen mit einer solchen Sinnlichkeit ausgestattet habe, bei allem Scharfsinn genügend zu beantworten.

Mit diesem zweiten Theile seiner Betrachtungen nahm der siebenzigjährige Greis von seinen Lesern Abschied, nicht ohne das Gefühl, in der Vorbereitung zu seinem eigentlichen Zwecke, „die Vortrefflichkeit, Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion“ darzulegen, stehen geblieben zu sein.

Schon bei der Ausarbeitung der vierten Betrachtung des zweiten Theils waren von Lessing die bekannten Wolfenbüttler Fragmente herausgegeben, und nun entbrannte mit neuer Gewalt der Kampf zwischen den Gegnern und Anhängern einer besonderen Offenbarung. Es ist bekannt, wie unglücklich die Waffen der Orthodorie in diesem Kampfe geführt wurden, und auf Jerusalem sahen seine vielen Gesinnungsgenossen erwartungsvoll als auf den, der am siegreichsten dem Fragmentisten entgegentreten könne und müsse. Aber er schwieg und lud so den Verdacht auf sich, als habe er nicht den Muth, mit seiner Ansicht hervorzutreten. Und in der That ist Jerusalem von einer gewissen Jähgastigkeit nicht freizusprechen. Aber dem siebenzigjährigen, durch den Todesfall seiner Gattin gebengten und ohnehin kränklichen

Greife ist es am Ende nicht zu verargen, wenn er seinen Lebensabend noch durch Kampfgeschrei zu trüben sich scheute. Hatte er doch auch eine zu feste Ueberzeugung von der Kraft der Wahrheit und eine zu vielfache und gereifte Erfahrung von der Haltlosigkeit und Hinfälligkeit solcher sich zeitweiliger Gunst erfreuenden Argumentationen, um nicht diese Einwürfe „mehr für blendend, als im geringsten bedenklich“ zu halten und ihre Bekämpfung getrost jüngeren Streitern zu überlassen. Zudem hegte er für Lessing, den Freund seines Sohnes, eine aufrichtige persönliche Hochachtung und erkannte ohne Zweifel in dem Manne, in dessen Philosophie Gott als Erzieher der Menschheit die erste Stelle einnahm, eine nähere geistige Verwandtschaft, als daß er einen literarischen Kampf mit ihm hätte wünschen mögen.

Erst als der Abend seines Lebens noch weiter vorge-
rückt war, nahm Jerusalem seinen ursprünglichen Plan wie-
der auf, und was er dazu niedergeschrieben hat, ist nach
seinem Tode als erster Band seiner nachgelassenen Schriften
veröffentlicht worden. Es sind Fragmente; nur einzelne
Betrachtungen sind vollständig ausgeführt. Es wird darin
durchaus an der Göttlichkeit der christlichen Religion fest-
gehalten. Um aber möglichst viele brave Menschen in die
friedereiche Gemeinschaft der Jünger Jesu hineinzuziehen,
drängt der Verfasser nur auf ein biblisch-praktisches Christen-
thum. Die kirchlich-dogmatischen Bestimmungen der Christo-
logie sind ihm disputable Dinge, und es klingt häufig genug
in diesen Aufsätzen eine gewisse Bitterkeit gegen diejenigen
hindurch, die durch ein zu strenges Betonen dieser ihm un-
wesentlich scheinenden Lehren den Kreis der Kirche verengen.
Es tritt uns darin entgegen ein von Gottesgemeinschaft

durchdringendes, verklärtes und beseligtes Christenherz, das so gern alle die vielen vom Hauche des Gottesgeistes berührten Seelen zu einem großen Bunde der Liebe, der Tugend, des Friedens und der Seligkeit vereint wissen möchte. Seine Nachfolger freilich gingen, wenn ihnen Gottinnigkeit fehlte, in das Lager der trockenen, geistlosen und frostigen Moralsprediger über und fielen schließlich dem vulgären Rationalismus anheim. Aber wird nicht auch die Rechtgläubigkeit zu einer todten, seelenlosen Form, wenn sie nicht von dem warmen Hauche der Gottesgemeinschaft durchweht wird?

Nächst den Betrachtungen verdient von Jerusalems theologischen Schriften die meiste Beachtung noch sein Bedenken „von der Kirchenvereinigung“, welches, 1771 verfaßt, gegen sein Wollen und Wissen 1772 veröffentlicht und im zweiten Bande seiner nachgelassenen Schriften abgedruckt worden ist. Es ist bekannt, wie zu jener Zeit ein großer Theil des höheren katholischen Klerus von Abneigung gegen den drückenden Primat des Papstes erfüllt und für eine Wiedervereinigung der gespaltenen Christenheit günstig gestimmt war, und wie gerade um das Jahr 1770 der Weihbischof von Trier, Joh. Nic. v. Hontheim, unter dem Pseudonym Justinus Febronius dieser Gesinnungsweise Ausdruck verliehen hatte. Auch der Erzbischof und Cardinal de la Cance interessirte sich für eine Kirchenvereinigung, und zwar zu dem speciellen Zwecke der gemeinsamen und erfolgreichen Bekämpfung des Deismus, und hatte darüber das Gutachten eines angesehenen protestantischen Theologen zu vernehmen gewünscht. Jerusalems Erklärung spricht sich in würdiger Weise ablehnend aus. Ihm ist die Wiederver-

einigung allerdings ein wünschenswerthes Ziel, er ist auch der Meinung, daß die Vorsehung sie herbeiführen werde, aber bei der damaligen Lage der Dinge hielt er den Zeitpunkt noch nicht für gekommen. Einzelne unionistisch gesinnte Glieder der Kirche könnten die Vereinigung nicht bewirken. Die Gewährung des Kelches genüge nicht; denn dann bliebe noch die Lehre von der Transsubstantiation, welche die römische Kirche schwerlich sammt den damit zusammenhängenden und von der Simplicität des biblischen Christenthums abweichenden Lehren und Gebräuchen aufgeben werde. Was würden aber auch die Protestanten durch die Zugestehung des Kelches anderes gewinnen, als daß sie als ein Gnadengeschenk erhielten, was sie schon durch das Evangelium und durch den westphälischen Frieden als Recht besäßen? Von der protestantischen Rechtfertigungslehre als Hauptgrund des Dissenses ist, der Theologie Jerusalems entsprechend, auch hier nicht die Rede.

Von den übrigen theologischen Schriften Jerusalems sind einige wenige dem Verfasser nicht zugänglich geworden, einige andere von geringerer Bedeutung sind im zweiten Bande seiner nachgelassenen Schriften (1795) abgedruckt.

Zum Schluß möge noch seine an die Herzogin Philippine Charlotte gerichtete Schrift: „Ueber die deutsche Sprache und Literatur“ aus dem Jahre 1781 wenigstens eine kurze Erwähnung finden. Friedrich der Große gab dazu die Veranlassung, indem er ihn durch seine Schwester auffordern ließ, sein Urtheil über des Königs Schrift „De la littérature allemande“ abzugeben. Treffend führt Jerusalem die Hindernisse an, welche den Fortgang der deutschen Literatur

bis dahin zurückgehalten hatten, und hebt dann die beträchtlichen Fortschritte derselben hervor. Der Verfasser zeigt sich nicht bloß als feinen Kenner der Literatur, sondern auch als guten Patrioten, der sich des geistigen Aufschwunges seines Vaterlandes freut. Der König nahm die Schrift sehr gnädig auf und ließ sie in einer französischen Uebersetzung durch den Druck veröffentlichen. Wer die Schrift selbst liest, kann unmöglich Gervinus' Urtheil gerecht finden, Jerusalem habe gegen Friedrich II. die deutsche Literatur so schlecht vertheidigt als die Religion gegen Voltaire.

4. Privatleben. Familie. Tod.

Jerusalems Character, wie er aus allen seinen Schriften hervorleuchtet, prägt sich auch in seinen Gesichtszügen aus, wie mehrere noch vorhandene Portraits, insbesondere das im Lesezimmer der Wolfenbüttler Bibliothek erhaltene, sie erkennen lassen. Um den Mund spielt wohlwollende Freundlichkeit, aus dem Auge blicken Milde und Sanftmuth mit Klarheit gepaart, die hohe Stirn verräth den tiefen Denker.

Seine körperliche Organisation war fein und reizbar und daher vielfachen Kränklichkeiten ausgesetzt. Mehrmals schwebte er am Rande des Grabes, und in seinem höhern Alter nahm er jeden neuen Morgen auf als ein Geschenk aus Gottes Hand. Aber gerade wenn sein Körper litt, wenn er der Erquickung des Schlafes vom Abend bis zum Morgen vergeblich entgegensah, wenn er matt daniederlag, war die Thätigkeit seiner Seele am freiesten, heitersten und lebhaftesten. Die stete Gefahr der Erkrankung lehrte ihn

Vorsicht, und diese, in Verbindung mit seiner mäßigen und geordneten Lebensweise, mit seiner heitern und harmonischen Gemüthsstimmung, mit seiner großen Empfänglichkeit für stille häusliche Freuden und edlen Naturgenuß machten es möglich, daß der fast immer in Gefahr schwebende Körper bis in das achtzigste Lebensjahr fort dauerte.

Die Lieblingsbeschäftigung seines Privatlebens war das Studium der Literatur. Für die Kunst gaben ihm sein feiner Geschmack und sein gefühlvolles Herz eine reiche Empfänglichkeit. Gute Kupferstiche, besonders die von Angelika Kaufmann, zierten sein Zimmer; gern und oft erfrischte er sich an dem Anhören guter Musik, und den Besuch des in seinem höhern Alter jugendlich aufblühenden Theaters versagte er sich nicht. Einer edlen Geselligkeit war er nicht abhold. „Der herrliche Alte,“ sagt von ihm sein berühmter Zeitgenosse F. H. Jacobi, „duldet alles, was die Huldgötinnen dulden.“

Gern verweilte er im Kreise seiner zahlreichen Freunde, von denen der Geh. Rath v. Praun, der Hofrath Gärtner, der Hofrath Eschenburg und der Professor Emperius besonders hervorgehoben zu werden verdienen, und selten verließ ein Fremder von Bedeutung Braunschweig, ohne die Bekanntschaft des seltenen Mannes zu suchen.

Sehr bedeutend war Jerusalems brieflicher Verkehr, zu dem sowohl seine amtliche Stellung als Curator des Carolinums als seine Beziehungen zu den bedeutendsten Gelehrten des In- und Auslandes und zu seinen zahlreichen auswärtigen Freunden den Anlaß gaben. Von den letzteren verdienen besondere Erwähnung A. F. W. Sack († 1786) und J. J. Spalding († 1804), beide in hohen kirchlichen Aemtern

zu Berlin wirksam, der geistliche Liederdichter Balth. Münter († 1795), der Philosoph Thomas Abbt († 1766), der lebenswürdige Anaekreontiker und Fabeldichter Friedr. von Hagedorn († 1754), und endlich Jerusalems Vetter Justus Möser († 1794), dessen Tochter, die von Goethe so hochgeschätzte Herausgeberin der „Patriotischen Phantasien“ ihres Vaters, längere Zeit in seinem Hause gelebt hat. Jerusalems Briefwechsel ist, wie es scheint, bis auf geringe Reste verloren gegangen. Zum großen Nachtheil der Nachwelt. Er wäre gewiß eine sehr ausgiebige Quelle für die Kenntniß des geistigen Lebens seiner Zeit gewesen.

Hoch gepriesen wird Jerusalems Menschenfreundlichkeit, seine Liebe gegen alle ihm Nahetretenden, seine Herablassung gegen seine Untergebenen, seine Wohlthätigkeit, seine Teufeligkeit und Bescheidenheit, seine Geduld, seine treue Freundschaft, seine ungehenkelte Andacht und Ehrfurcht für die Religion. Groß war die Zahl derer, die bei ihm, oft aus weiter Ferne, Rath, Belehrung und Beruhigung suchten. Er bestrebte sich mit vieler Willfährigkeit, allen an ihn gestellten Wünschen gerecht zu werden. Das letzte, was er schrieb, war ein Brief an einen Geistlichen. Durch einen Besuch gestört, brach er mit den für ihn charakteristischen Worten ab: „Die Freundschaft würdiger Männer hatte für mich von jeher den größten Reiz. Aber je stumpfer alle meine Empfindungen werden, je näher ich meinem Ende komme —.“

Groß war Jerusalems Ansehen bei Hofe; dort wurde er nicht bloß in feierlicher Audienz, sondern oft zu vertraulichem Besuch empfangen. Er verband in seinem Umgang mit den fürstlichen Personen Höflichkeit mit Würde und

wußte seinen Lehren, seinem Rathe, seinen Ermunterungen durch eine gefällige Form Eingang und Wirkung zu verschaffen. Vorzüglich nahe stand er der Herzogin Philippine Charlotte; sie beehrte ihn nicht bloß durch ihre Gunst, sie schenkte ihm ihre Freundschaft. Auf die politischen Verhältnisse Einfluß zu erhalten, ist allem Anschein nach nicht sein Streben gewesen. Und mit Recht; denn ein Geistlicher schiebt seiner geistlichen Wirksamkeit einen starken Riegel vor, wenn er in das politische Parteitreiben sich einmischt.

Jerusalems Familienleben war ein sehr inniges und gemüthvolles. Gott hat es ihm vergönnt, in tiefen, vollen Zügen aus diesem Borne schönsten und reinsten Erdenglückes zu trinken; aber tief ist auch der Schmerz in seine kindliche Seele gedrungen. Bald nach seiner Ankunft in Wolfenbüttel hatte er Martha Christina, die ihm gleichalterige Wittwe seines vertrauten Freundes Joh. Wilh. Albrecht, der als Professor der Anatomie und Botanik 1756 zu Göttingen gestorben war, eine Tochter des Senior Joh. Lorenz Pfeiffer zu Erfurt († 1743), als Gattin in sein Haus geführt. Fünf Kinder wurden ihm in dieser äußerst glücklichen Ehe geboren, ein Sohn und vier Töchter. Schon 1750 entriß ihm der Tod sein zweites Töchterlein; der herbste Schmerz aber durchschnitt sein Herz, als ihm das Lebensende des einzigen geliebten Sohnes gemeldet wurde, der in der Nacht vom 29. auf den 30. Oct. 1772 zu Wehlar, wo er als Legationssecrétaire lebte, seinem jungen und hoffnungsreichen Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht hatte. Durch die liebevolle Fürsorge des Erbprinzen blieb dem unglücklichen Vater die Art, wie der Sohn geendet, verborgen. Erst als Goethe, der zu gleicher Zeit mit dem jungen Manne

in Wehlar gewesen war, wenige Jahre darauf die unheilvolle Katastrophe sich zum Anlaß seiner „Leiden des jungen Werther“ werden ließ, wurde Jerusalem mit dem wahren Sachverhalt bekannt.

Wenige Jahre später traf Jerusalem ein neuer unersehlicher Verlust. Am 11. Mai 1778 wurde ihm seine liebevolle Gattin durch ein hitziges Brustfieber entrisen. Es blieben ihm nun noch drei Töchter. Keine von ihnen hatte sich verheirathet, und sie alle machten es sich zur schönsten Aufgabe, die letzten Lebensjahre des theuren Vaters mit dem Kranze zartester Kindesliebe zu umschlingen. So gestaltete sich der Lebensabend des Greises wieder heiter und reich an stillen Freuden; von Liebe und Freundschaft geleitet, näherte sich sein Schritt dem Grabe. Seine liebsten Gespräche wurden immer mehr und mehr Ausblicke in die Ewigkeit.

Er erlebte noch den Beginn der großen französischen Staatsumwälzung und begrüßte mit vielen trefflichen Zeitgenossen die Bewegung als eine gesunde Reaction des Volksgesistes gegen die Fäulniß der höfischen Aristokratie. Ein Zeuge der ferneren blutgetränkten Acte dieses entsetzlichen Trauerspieles zu sein, wurde ihm erspart. Am 9. August 1789 traf ihn ein Schlagfluß, und am 2. September schlummerte er sanft der Auferstehung im Jenseits zu. Mit klarem Geiste und unerschütterlicher Hoffnung ging er dem Tode entgegen, und in den Todeskampf leuchtete bereits das verklärte Licht der seligen Ewigkeit hinein. Wer die von dem Professor Emperius verfaßte rührende Beschreibung seiner letzten Lebenstage liest, der muß mit einstimmen in das Schlußwort: „Dies war das Ende eines schönen, der Gottheit geweihten Lebens.“

Groß und allgemein war die Trauer um den seltenen Mann. Nicht bloß in Braunschweig, sondern in den weitesten Kreisen der deutschen Lande wurde sein Tod als ein unersehbarer Verlust beklagt. Ueber seinem Grabe in der Klosterkirche zu Riddagshausen errichtete die edle Freundschaft der Herzogin Philippine Charlotte ein ehrenvolles Denkmal; ein anderes Monument setzte ihm im Schloßgarten zu Vechelde Herzog Ferdinand, der Held des siebenjährigen Krieges. Was er den Zeitgenossen gewesen, meldet ein anmuthiger Kranz von Blättern der Erinnerung, und hindurch schlingt sich wie ein gemeinsames Band das Wort des Dichtersfürsten:

Er war ein Mann, nehmt Alles nur in Allem,
Wir werden nimmer seines Gleichen sehn.

Werthers Urbild.

.....

Um 30. October 1772 herrschte in der alten Reichsstadt Wehlar, dem ehrwürdigen Sitze des Reichskammergerichts, eine ganz ungewöhnliche Aufregung. Der Legationssecretair Wilhelm Jerusalem hatte in der Nacht vorher durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende gemacht. Bewußtlos und röchelnd hatte man ihn in der Morgenfrühe auf seinem Zimmer gefunden; gegen Mittag hatte er seine junge Seele ausgehaucht. Die ganze Stadt war in Schrecken und Aufruhr. Die Freunde weinten, die Mitleidigen klagten, die Klugen und Tugendhaften ergingen sich in moralischen Betrachtungen.

Aber die Erregung hätte sich bald gelegt, die Theilnahme wäre verblaßt, die Strafpredigt verstummt, mit den Eltern und Schwestern wäre die letzte Erinnerung an den unglücklichen jungen Mann ins Grab gesunken, hätte nicht Goethe ihn durch seinen Werther unsterblich gemacht.

Goethe hatte den um $2\frac{1}{2}$ Jahr älteren Jerusalem schon in Leipzig gekannt. Nachher hatte er ihn in Wehlar wiedergesehen, als er in den Sommermonaten des Jahres 1772 unter dem anmuthigen Himmel der alten Lahnstadt in der Liebe zu Charlotte Buff ein sonniges Idyll träumte. Die Bekanntschaft war eine oberflächliche geblieben. Bald

nach Goethes Fortgange von Wehlar erfolgte das unselige Ereigniß, und Kestner, der Verlobte Lottens, hatte dem Dichter über das Ende des gemeinsamen Bekannten einen sehr eingehenden Bericht verfaßt. Aber Goethes Gedanken und Empfindungen nahmen bald eine andere Richtung. In der Gluth, die ihm aus den dunkeln Augen Maximilianens von la Roche entgegenstrahlte, verblaßte, wie Lottens anmuthige Gestalt, so Jerusalems tragisches Ende.

Da wird Maximiliane Brentanos Weib. Die schlecht verhehlten Gefühle bringen dem Dichter Ungelegenheit, Verdruß und Herzeleid. Zu Zeiten schaut ihm der bleiche Glanz des Dolches wie ein willkommener Freund entgegen. In dieser zerfahrenen Stimmung tritt ihm Wehlar, tritt ihm Jerusalem vor die Seele. Der Unglückliche hat auch die Gattin eines Andern geliebt, sein Ende zeigt, wohin eine übel geleitete Liebe führen kann.

So entstehen die Leiden des jungen Werther. In wunderbarer Weise mischen sich darin Wahrheit und Dichtung, ja mehr als das, in dem Gluthofen der Poesie sind je zwei Personen der Wirklichkeit zu den Hauptfiguren des Romans zusammen geschmolzen. In der Lotte fließen die Züge der beiden geliebten Frauen Charlotte Buff und Maximiliane von la Roche in eins zusammen, unter dem Strohmännchen Albert lugt neben Kestner auch Brentano hervor, und in der Gestalt des Helden ist des Dichters Liebe mit dem verletzten Ehrgefühl Jerusalems zusammengefettet, eine Verbindung der Motive, die schon Napoleon I. getadelt hat.

Dem Dichter haben die Leiden des jungen Werther Genesung gebracht und ihm nach dem langen krankhaften Zustande neue Frische, Kraft und Klarheit verliehen, dem

Schatten Jerusalems aber haben sie ein unvergängliches Dasein eingehaucht. Kein Wunder daher, daß man von jeher gefragt hat, wer Jerusalem in Wirklichkeit gewesen und welche Ursachen ihn in den frühen Tod getrieben.

Auch der Verfasser hat der Versuchung nicht widerstehen können, dem Geschehniß seines unglücklichen Landsmannes nachzugehen und alles das, was bislang über ihn bekannt geworden, zu sammeln, zu prüfen und aus erst jetzt erschlossenen Quellen zu ergänzen. So ist ihm das nachfolgende Lebensbild entstanden, in dem die Anziehungskraft des wahrhaft tragischen Stoffes leicht ersehen wird, was die Darstellung an Kunst vermissen läßt.

Der Geburtsort Jerusalems ist das Städtchen Wolfenbüttel, das damals noch der Sitz der braunschweigischen Hofhaltung war, dem aber jetzt von dem Glanze einer frühern Zeit nur noch die weltberühmte Bibliothek geblieben ist. Sein Vater war der damalige Propst und spätere Abt und Consistorial-Vicepräsident Joh. Friedr. Wilh. Jerusalem, der seit 1742 als Erzieher des Erbprinzen Carl Wilhelm Ferdinand in Wolfenbüttel wohnte und am herzoglichen Hofe eine der bestgelittenen Persönlichkeiten war. Der regierenden Herzogin Philippine Charlotte, der Schwester Friedrichs des Großen, stand er besonders nahe. Seine „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion“ haben in weiten Kreise auf lange Zeit hin als Erbauungsbuch der gebildeten Stände seinen Namen berühmt gemacht.

Als Geburtstag des jungen Jerusalem nennt das Kirchenbuch der ehemaligen Schloßkirche den 21. März 1747. In der Taufe empfing er die Namen Karl Wilhelm, wohl nach seinem Pathe, dem erst zwölfjährigen Erbprinzen, der

mit seiner Schwester, der 1817 als Markgräfin von Bayreuth verstorbenen, damals zehnjährigen Prinzessin Caroline, als Zeuge der heiligen Handlung verzeichnet ist. Immerhin mag man diese fürstliche Gevatterschaft als ein Zeichen ansehen, in wie hoher Achtung Jerusalems Familie am Hofe stand, aber häufiger als jetzt suchten zu jener Zeit mit Kindern gesegnete Eltern derartige Gunst, bereitwilliger wurde sie gewährt.

Im Jahre 1751 zog Abt Jerusalem mit seiner Familie nach Braunschweig, wo sein erlauchter Zögling seiner weiteren Ausbildung auf dem Collegium Carolinum obliegen sollte, einer Anstalt, die als ein Mittelding zwischen Gymnasium und Universität nach Jerusalems Plane vor Kurzem errichtet und seiner besonderen Leitung unterstellt war. Wenige Jahre darauf (1754) wurde der ganze Hof nach der jetzigen Residenz des Landes verlegt.

In Braunschweig wuchs der Knabe in den glücklichsten Familienverhältnissen heran. Er blieb der einzige Sohn der Eltern. Von den vier Schwestern starb die eine in früher Kindheit, die drei übrig gebliebenen hingen an dem Bruder mit inniger Zärtlichkeit. Das Jerusalemische Haus bildete einen Mittelpunkt für das geistige Leben der Hauptstadt. Umfassende Bildung, feiner Geschmack, eine Frömmigkeit, welche die Extreme vermied, angenehme und weltmännische Formen waren dem Vater in hohem Grade eigen. Dazu kam sein Einfluß bei Hofe, seine hohe Stellung in der Kirche, sein Ruf als Theologe, seine mannigfachen Beziehungen, in welche ihn die Leitung einer Lehranstalt brachte, die von nah und fern Jünglinge der bessern Stände, oft Grafen und Fürsten söhne heranzog. Wohl selten verließ

ein Fremder von Bedeutung die Stadt, ohne dem würdigen Verfasser der „Betrachtungen“ seine Aufwartung gemacht zu haben, und kaum Eine von den zahlreichen dichterischen oder wissenschaftlichen Capacitäten, welche zu jener Zeit am Carolinum thätig waren, ist ohne irgend welche Beziehung zu dem Vaterhause des jungen Jerusalem geblieben.

So mußten denn nothwendigerweise auf die geistige Entwicklung des heranwachsenden Knaben und Jünglings die belebendsten Einflüsse wirken; aber andererseits mag auch die Zärtlichkeit der Eltern und Schwestern, die Rücksichtnahme der Freunde und Bekannten das Ihrige dazu beigetragen haben, um in seinem Gemüthe eine Sensibilität wach zu rufen, die bei schmerzender Berührung nur allzugern sich auf sich selbst zurückzog, und die Huldigungen, welche dem Vater dargebracht wurden, mögen bei dem Sohne nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung eines Ehrgefühls geblieben sein, das später so verhängnißvoll für ihn werden sollte.

Seinen ersten Unterricht empfing der junge Jerusalem durch einen Privatlehrer, Nicolaus Dietrich Gieseke, der 1724 geboren und 1765 als erster Geistlicher des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen gestorben ist. Gieseke war mit den ersten Dichtern der Zeit, mit Gellert, Klopstock, Ebert, Zachariä u. A. befreundet und hat selbst den Musen in längst vergessenen Oden gedient. Er zog schon 1755 von Braunschweig auf die Pfarre zu Trautenstein und hat schwerlich auf die Geistesrichtung des sechsjährigen Schülers einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt.

Bald nach Giesekes Fortgange wird der junge Jerusalem eins der beiden Gymnasien Braunschweigs besucht

haben, ohne daß sich jedoch entscheiden ließe, ob das Martineum oder das Catharineum ihn zu den Seinen gezählt hat. Schon als Dreizehnjähriger bezieht er das Carolinum, an dem Männer wie Ebert, Gaertner, Zachariä, Schmid u. A. als Lehrer wirkten, und das noch längere Zeit nachher als eine Pflanzstätte des guten Geschmacks sich eines wohlverdienten Rufes erfreut hat.

Von den Lehrern des Carolinums scheint keiner mehr als der Professor der Theologie und lateinischen Literatur Konrad Arnold Schmid ihn angezogen zu haben, ein Mann, gründlich und vielseitig als Gelehrter, edel und bieder als Mensch, heiter und liebenswürdig als Gesellschafter, nicht unwürdig der herzlichen Freundschaft, mit der Lessing ihn geehrt. Sein Haus hieß bei den Freunden und Bekannten der Krug, und auch der junge Jerusalem ist gern dort aus- und eingegangen.

Vom Herbst 1765 an studierte Jerusalem Jurisprudenz, zuerst zwei Jahre in Leipzig, dann anderthalb Jahre in Göttingen. Neben den juristischen Studien und, wie es scheint, mehr als sie, zogen Malerei, Poesie und Philosophie ihn an. Die Neigung dazu verdankte er wohl den Anregungen, die das Vaterhaus und die ästhetische Luft des Carolinums ihm geboten hatte. Von dem studentischen Treiben hielt er sich fern, und nur eng war der Kreis seiner Freunde.

In Leipzig wurde er mit dem um vier Jahre älteren Johann Joachim Eschenburg bekannt und befreundet. Keinen bessern Freund hat er gehabt, keinen zärtlicher geliebt. Auf seine Veranlassung kam Eschenburg 1767 als Hofmeister an das Carolinum und fand in Braunschweig seine zweite Heimath. Er wurde später an dieser Anstalt Professor der schönen

Literatur und Philosophie und ist als Hofrath und Mitdirector derselben erst 1820 gestorben. Ohne eigene Productivität und Originalität, hat er doch als fleißiger Sammler und Ordner fremden geistigen Gutes und besonders als erster Uebersetzer des ganzen Shakspeare sich große und von der Nachwelt zu früh vergessene Verdienste erworben. Wie Lessings zahlreiche Schreiben, so hat er auch die wenigen Billette und Briefe, die Jerusalem — derselbe litt nicht an der Schreibseligkeit seiner Zeit — an ihn gerichtet, treulich bewahrt und so einen tieferen Blick in das sonst so verschlossene Gemüth seines Freundes ermöglicht.

Nach Vollendung seiner academischen Studien wird Jerusalem eine Zeit lang im Elternhause gelebt haben. Damals wird es gewesen sein, daß er mit seinem Vater dessen Geburtsort Osnabrück besuchte. Hier genoß er die Gastfreundschaft seines Veters Justus Möser, der dort als Justizrath die Angelegenheiten des Bisthums lenkte. Interessant ist, was der Zweiundzwanzigjährige über den berühmten Verfasser der „Patriotischen Phantasien“ urtheilt. „Wirklich ein außerordentlicher Mann, sagt er in einem Briefe an Eschenburg, der alles gelesen hat, alles weiß, . . . der über alles selbst gedacht und als Genie gedacht hat. Kurz, ein vortrefflicher Mann, nur schade, daß er das einzige Genie in Osnabrück ist und vielleicht innerhalb zehn Meilen nach allen vier Winden gerechnet. Ein verführerischer Umstand für die Bescheidenheit, dem die seinige nicht ganz ausgewichen ist. Ewig schade!“

Am 22. Mai 1770 wurde Jerusalem durch Herzogl. Rescript als Assessor bei dem obersten Gerichtshofe des Landes, der Justizkanzlei in Wolfenbüttel, angestellt, dann

erst am 31. Mai examinirt. Denn in jenen glücklichen Zeiten ging der Prüfung die Anstellung vorher. Seine Einführung in die neue Stellung erfolgte am 15. Juni; nicht viel über ein Jahr hat er sie bekleidet.

Es fehlt nicht ganz an Andeutungen darüber, wie Jerusalem die Zeit in Wolfenbüttel verlebt hat. Der Präsident des Gerichtshofes, Geh.-Rath von Praun, giebt ihm ein „gar gutes Zeugniß der Geschicklichkeit und des Fleißes;“ „seine Studia“ rühmt an ihm das Ministerium. Mit Eschenburg in dem benachbarten Braunschweig blieb er in regem Verkehr. Dem Umgange mit seinen Collegen entzog er sich nicht, ohne jedoch an Gelagen große Freunde zu haben. Das Theater und die schöngeistige Literatur interessirten ihn, namentlich aber nahmen ihn philosophische Studien in Anspruch. Daher mag es wohl gekommen sein, daß er öfters zerstreut und einsilbig in Gesellschaften war, obwohl ihm Geist und Witz nicht fehlten. Er selbst nennt sich einen „wunderlichen“ Freund, einen „Seccator“, einen Menschen, der, wie der Wiener sagt, Andere sedirt, sie peinigt und ihnen lästig wird. „Ich konnte Ihnen, schreibt er einmal an Eschenburg, keine Gesellschaft als die meinige anbieten, und das ist sehr wenig.“

Daß Jerusalem in Wolfenbüttel dem Dienst des schönen Geschlechtes nicht ganz fern geblieben, läßt eine Andeutung in einem Briefe an Eschenburg vom 7. Juli 1771 erkennen. „Eine sehr große Gefälligkeit, schreibt er, werden Sie mir erzeigen, wenn Sie mir den zweiten Theil von Gresset gleich mit der nächsten Post übersenden . . . Können Sie unter Ihren Büchern auch noch andere Lectüre für Frauenzimmer finden, sie sei deutsch oder französisch, die nicht schon gar

zu bekannt, so legen Sie sie mit bei." Es wäre zu gewagt, wollte man aus dieser Notiz auf eine zarte Neigung schließen. Es muß dahin gestellt bleiben, ob er Gressets leichte französische Waare für eine ästhetisch angehauchte Grazie oder für eine ehrwürdige Minerva erbeten hat.

Wenige Monate vor Jerusalem war Lessing nach Wolfenbüttel gekommen, zu lebendig, um unter den todten Größen der Bibliothek, zu groß, um unter den lebenden Pygmäen der öden Stadt sich wohl zu fühlen. Die Ruhe, die er in dem stillen Orte suchte, vermochte erst nach einem Jahrzehnt der Tod ihm zu bringen.

Es ist ein schönes Zeichen für den dreiundzwanzigjährigen philosophirenden Juristen, daß ihn der um 18 Jahre ältere dichtende Philosoph seiner Freundschaft für würdig hielt. Aus Jerusalems Nachlaß hat Lessing vier Jahre nach dessen Tode eine kleine Anzahl von philosophischen Abhandlungen herausgegeben und in der Vorrede, wie Herder sagt, die Urne des Freundes mit immergrünenden Sprossen eines schönen philosophischen Laubes umschlungen.

„Seine Laufbahn war kurz, sagt er, sein Lauf schnell. Doch lange leben ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein viel leben ist, so war seiner Jahre nur für uns zu wenig . . . Der junge Mann, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wußte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von Einer Seite kennen. Allerdings war das gleich diejenige Seite, von der sich, meines Bedünkens, so viel auf alle übrigen schließen läßt.

Koldewey, Lebensbilder.

12

Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntniß; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Er war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und so viel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwichte . . . Wie empfindbar, wie warm, wie thätig sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter Menschen war, das wissen seine übrigen Freunde noch besser als ich. Ich glaube ihnen alles, was sie davon sagen."

In Wolfenbüttel blieb Jerusalem bis in den Spätsommer 1771. Im Juli dieses Jahres wurde der Secretair bei der zu der Visitation des Reichskammergerichts deputirten braunschweigischen Gesandtschaft, August Siegfried von Boué, in Folge von Nachlässigkeiten im Dienst und von mancherlei tollen Streichen entlassen. Die erledigte Stelle wurde Jerusalem übertragen, ein Zeichen der besonderen Gunst des Herzogs. Der junge Mann sollte sich in Wehlar mit dem Reichsjustizwesen bekannt und so für einen höhern Posten im braunschweigischen Staatsdienst tüchtig machen.

Bei den Verhandlungen über seine Anstellung tritt ein Characterzug Jerusalems hervor, der nicht übergangen werden darf. In der ihm unter dem 19. August ausgestellten Instruction fand sich der Passus: „daß derselbe überflüssige Gesellschaften und solche Gelegenheiten, die den Zweck seiner Bestimmung hindern, die nöthige Arbeitsamkeit unterbrechen oder wohl gar Verdrießlichkeiten und schädliche Folgen nach sich ziehen können, äußerst zu vermeiden und den seinem Stande und caractère gemäßen Wohlstand allenthalben sorgfältigst zu beobachten habe."

Die Worte waren in Folge der schlechten Aufführung seines Vorgängers gewählt. Jerusalem aber fürchtete, es möchte daraus von solchen, welche die Sachlage nicht kennen, „gar widrige Begriffe von seinem caractere gefasset werden,“ und bat deshalb um Weglassung des Passus. Dahingegen wollte er sich den härtesten Strafen unterwerfen, falls er sich im mindesten einer Handlung schuldig machen würde, die mit dem Zwecke seiner Bestimmung nicht überein käme. Das Ministerium befürwortet das Gesuch, und Herzog Karl bemerkt eigenhändig am Rande der Relation: „Es ist etwas naseweis von dem jungen Menschen, daß man seinetwegen meine Instruction ändern soll, jedoch aus considération seines Vaters kann's geändert werden, wie vorgeschlagen.“

Die Anekdote zeigt auf das deutlichste das Wesen des jungen Mannes: Gewissenhaftigkeit und Pflichtbewußtsein, aber dabei ein überaus reges Ehrgefühl.

Im September 1771 langte Jerusalem in Wehlar an. Sein Gehalt betrug monatlich 100 Gulden oder 200 Mark, nur zwei Drittel von dem, was sein Vorgänger Goué bezogen, recht knapp bemessen für die kostspielige Stadt und die einen standesgemäßen Aufwand erfordernde Stellung. Aber die fürstliche Hofhaltung in Braunschweig verschlang große Summen. Man mußte sparen. Zudem galt Jerusalem's Vater für wohlhabend, auch Goethe sagt es, wo er in Wahrheit und Dichtung auf ihn zu sprechen kommt. Aber der von der Familie selbst aufrecht erhaltene Schein entsprach der Wirklichkeit nicht. Dem Sohne waren die finanziellen Verlegenheiten des Vaters nicht unbekannt und haben wohl dann und wann verstimmend auf ihn eingewirkt.

Wie Jerusalems äußere Erscheinung in Wehlar gewesen, erfahren wir von Goethe. „Seine Gestalt gefällig, sagt er, mittlerer Größe, wohlgebaut; ein mehr rundes als längliches Gesicht; weiche, ruhige Züge, und was sonst noch einem hübschen blonden Jünglinge zukommen mag. Seine Kleidung war die unter den Niederdeutschen, in Nachahmung der Engländer, hergebrachte: blauer Frack, ledergelbe Weste und Unterkleider, und Stiefel mit braunen Stulpen.“ Das ist die nachmals so berühmt gewordene Werthermontirung.

Der Aufenthalt in Wehlar hat von Anfang an Jerusalem nicht gefallen. Einsam, von den wenigen Menschen, die er liebte, getrennt, unfähig, sich schnell an Fremde anzuschließen, blickte er sehnächtig auf die schönen Tage in Braunschweig und Wolfenbüttel zurück. Etwa drei Wochen nach seiner Ankunft schreibt er an Eschenburg, den zu jener Zeit die Liebe in das Haus des Professors Schmid, seines nachherigen Schwiegervaters, zog. „Grüßen und küssen Sie in meinem Namen das ganze Schmid'sche Haus, respective versteht sich. Auch Lessing empfehlen sie mich ja recht sehr! — Gott, was habe ich alles verloren! — O bleiben Sie nur Ihrem Jerusalem.“ Offenbar war sein Herz bei den Freunden in der Heimath geblieben, und die Verhältnisse in Wehlar waren nicht im Stande, die innere Leere auszufüllen.

Wie verrottet und verkommen die Zustände des Reichskammergerichtes waren, ist Jedermann bekannt. An 20,000 Proceſſe harrten der Erledigung, zum Theil seit länger als 100 Jahren, jährlich konnten nur 60 abgethan werden, und das Doppelte kam hinzu. Seit länger als 4 Jahren war eine Disitation des Gerichts im Gange, die erste seit

mehr als 160 Jahren, wenn man über eine unvollständige Revision im Anfange des Jahrhunderts hinwegsieht. Ein Theil der deutschen Staaten, darunter auch Braunschweig, hatten dazu Gesandte deputiren müssen, die von Jahr zu Jahr erwarteten, von den Delegaten anderer Staaten abgelöst zu werden. Allerlei Mißbräuche waren abgestellt, schlimme Unredlichkeiten aufgedeckt, drei von den Richtern der Bestechung überführt. Aber der Gang der Verhandlungen war entsetzlich schleppend, der Hader, die Eifersucht, die Intriguen unter den Visitatoren endlos und verwirrend. So blieb der oberste Gerichtshof des heiligen römischen Reiches, was er gewesen: ein morsches Gebäude, der Spott der Nachbarn, ein Stein des Anstoßes für die einsichtigen Patrioten, ein Sinnbild der guten alten Zeit.

Die Arbeit an einem solchen Institute würde einen Juristen unserer Tage zur Verzweiflung bringen. Aber es ist charakteristisch, daß es damals nicht an Männern fehlte, die mit Lust und Behagen in dem processualischen Sodom wühlten, das ihnen eine so schöne Gelegenheit bot, „ihre gesammelten Kenntnisse und ihre Erfahrung in reichsgerichtlichen Sachen und besonders in der Cameral-Praxi zum gemeinen Besten anzuwenden und zu verbreiten.“ Jerusalem gehörte nicht zu diesen auserwählten Priestern der Themis. Er ist ebensowenig wie Goethe je ein eingefleischter Jurist gewesen, seine Interessen zogen ihn nach einer andern Seite. Die Aufgabe, die seiner in Weßlar wartete, vermochte nicht, sein Herz zu erwärmen.

Weniger noch waren die gesellschaftlichen Verhältnisse der alten Reichsstadt im Stande, ihn anzuziehen. Die Bürgerschaft von etwa 5000 Seelen war gegen höhere, geistige

Interessen nicht empfänglich. Neben ihr her ging ohne irgend welche nähere Berührung das Kammergericht mit seinem Kammerrichter an der Spitze, mit seinen Präsidenten und Assessoren, mit seinen Procuratoren und Advocaten, mit seinen jungen Practicanten und dem übrigen Zubehör, dazu kamen die Herren von der Visitation mit ihrem Anhang, ferner die Fremden, die sogenannten Sollicitanten, welche durch ihre persönliche Anwesenheit und Einwirkung den schleppenden Gang ihrer Proceffe zu beschleunigen hofften. Im Ganzen mochte sich diese zugewanderte Bevölkerung auf 900 bis 1000 Köpfe belaufen.

In der juristischen Welt des Reichskammergerichts war von dem Wehen des neuen Geistes, der gerade damals unser Vaterland so mächtig zu beleben begann, noch wenig zu bemerken. Die Bildung war durchweg nach altfranzösischem Schnitt, noch nicht frei von den Banden der Zopfzeit. Es herrschte in der Gesellschaft ein höchst steifer und rangsüchtiger Ton. Scharfe Schranken trennten die verschiedenen Classen der Societät, und der stark vertretene Adel, besonders die adligen Frauen und gnädigen Fräulein, blähten sich in ahnenstolzem Hochmuth. Diese Kreise veranstalteten unter sich öffentliche Bälle, an denen jeder Herr und jede Dame, in deren Adern das blaue Blut floß, ohne besondere persönliche Einladung theilnehmen konnte. Das bürgerliche Element wurde in diesen auserwählten Regionen nicht geduldet.

Jerusalem war von Braunschweig her an eine solche Schroffheit der Standesvorurtheile nicht gewöhnt. Hatte auch an dem dortigen Hofe der Adel noch nicht ganz die Vorrechte eingebüßt, welche die Gegenwart nicht mehr recht

zu würdigen weiß, so herrschte doch gerade dort, wie nirgend mehr, ein Verständniß dafür, daß es neben dem Adel, den der Stammbaum oder der Adelsbrief verleiht, einen Adel von Gottes Gnaden, eine Aristokratie des Geistes giebt. Der Vater erfreute sich der Gunst des Herzogs, der Freundschaft der Herzogin, der Verehrung seines Zöglings, des Erbprinzen. Das hatte dem Sohne in der Heimath die vornehmsten Kreise zugänglich gemacht. So ist es begreiflich, daß er, gestützt auf Empfehlungen aus der Heimath und erfüllt von einem Streben, das dem tüchtigen Manne wohl ansteht, es sich beikommen ließ, in die ersten Kreise sich einzuführen. Da begegnete ihm bald nach seiner Ankunft in dem Hause des Präsidenten Grafen von Bassenheim im Wesentlichen, was Goethe seinen Werther bei dem Grafen E. erleben läßt.

Es ist interessant, wie ein unparteiischer Zeitgenosse, der Hofrath Th. D. von Ditsfurth aus Wolfenbüttel, den zu jener Zeit seine nicht vergebliche Bewerbung um die Stelle eines Assessors am Reichskammergericht nach Wehlar geführt hatte, den Vorfall berichtet.

„Wegen des Bassenheimischen Hauses kann ich so viel sagen, sagt Ditsfurth, daß, als ich bei dem Herrn Grafen von Bassenheim in den ersten Tagen, da ich hier her kam, zu Tafel gebeten war, der Hr. Graf zu mir sagte: „Der Herr Jerusalem scheint mir ein artiger Mann zu sein, ich möchte wohl, daß er in meine Assemblée käme, aber ich möchte ihn nicht gerne invitiren, da es mir ein und andere übel nehmen könnten; wenn er aber doch kommen wollte, sollte es mir recht angenehm sein. Sagen Sie ihm doch, daß er nur kommen möchte, ich sehe es sehr gern.““ Einige

Tage darauf speisete ich abermals bei dem Hr. Graf Bassenheim, und Hr. Assessor Jerusalem war mit gebeten. Ich vergaß aber, ihm die Bestellung vom Grafen, daß er in die Assemblée kommen möchte, zu machen. Wohl drei Wochen nachher kam Hr. Jerusalem zu mir, und da sagte ich ihm erst, was mir Bassenheim gesagt hatte, worauf mir aber Jerusalem zur Antwort gab, der Graf habe es ihm schon durch einen Andern sagen lassen, und er sei schon in der Assemblée gewesen. Ich habe hernachmals erzählen hören, daß, als Jerusalem in die Assemblée gekommen und dem Grafen das Compliment gemacht, dieser ihm nicht nur nicht gedanket, sondern sich umgewendet und ihm den Rücken zugekehret, welches eine Falschheit von Hrn. v. Bassenheim wäre, die ihres Gleichen nicht hätte, da er den Hrn. Assessor durch mich und noch einen Andern dazu invitiren lassen."

Der hannöversische Lieutenant von Breidenbach, der zu jener Zeit in Weglar auf Werbe-Commando stand, ist in seiner „Berichtigung der Geschichte des jungen Werther“ der Ansicht, Jerusalem habe die hämische Freude der Neider und das Bedauern der Freunde wohl nicht so stark gefühlt als der Werther des Romans, da er wenig in öffentliche Gesellschaft gekommen sei. Das ist schwerlich richtig. Jerusalem sprach sich über die erlittene Kränkung nicht aus, aber der Pfeil, der ihn getroffen, haftete um so fester in seinem Herzen, und als er das Bassenheimische Haus verließ, wird er schwerlich so gleichmüthig, wie Goethe es seinen Werther thun läßt, zu seinem Trost „in seinem Homer den herrlichen Gesang gelesen haben, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinehirten bewirthet wird“.

Troßdem war Jerusalem kein solcher Narr, daß er

durch die Vorurtheile eines engherzigen Adelskreises sich hätte zu Selbstmordgedanken fortreißen lassen. Wäre das der Fall, so hätte sein Geschick zum Höchsten ein mitleidiges Achselzucken verdient. Was ihn schließlich und hauptsächlich der Katastrophe zutrieb, ist die empörende Art und Weise, mit der sein Vorgesetzter, der Hofrath von Hoefler, ihm die Gunst seines Fürsten, das Vertrauen der Regierung, die Aussicht auf eine ehrenvolle Zukunft geraubt hat.

Johann Jacob Hoefler war ohne Zweifel ein tüchtiger und gewiegter Jurist. Im J. 1714 geboren, war er 1740 zu Leipzig zum Magister, 1742 zu Altorf zum Doctor beider Rechte erklärt. Dann hatte er zu Nürnberg 16 Jahre lang der „Reichs-Praxi“ obgelegen und seit 1758 in Helmstedt Pandecten gelehrt. Man glaubt es ihm gern, daß er „manches Responsum ausgefertigt habe, welches bei den Dicasteriis Imperii Strich und Probe gehalten.“ Im Jahre 1766 hatte ihn der Herzog zum Hofrath, im folgenden zum Wirklichen Hof- und Canzleirath ernannt und gleichzeitig ihn als Herzoglich Braunschweig-Lüneburgischen Subdelegaten zu der Disputation des Kammergerichts nach Wehlar entsendet, ihn auch mit Gehalt (täglich 10 Rthl.), Equipage, Bedienten, silbernem und anderem Geschirr freigebig und standesgemäß ausgestattet. Das Porzellan allein kostete 992 Rthl. 16 ggr. Man hoffte mit dem Erzeugniß der heimischen Fabrik zu Fürstenberg dem Meißener Porzellan des chursächsischen Subdelegaten Concurrenz zu machen. Am 24. März 1768 hatte ihn der Kaiser, weil er „zu Beförderung seines weiteren Glückes es sehnlichst wünsche“, für gutes Gold in des heiligen römischen Reiches Adelsstand erhoben,

und wenn er es gewollt, so hätte er eine Stelle im Reichshof-Rath wohl erhalten können.

Aber bei aller Tüchtigkeit als Jurist, bei aller Geschäftsfenntniß, bei allem Eifer für seinen Beruf fehlt Hoesler alles, was den Menschen zum gentleman macht. Er war eigensinnig, störrisch und leidenschaftlich, das adlige Wappen hatte ihm offenbar den Kopf verdreht, Eigenliebe und Selbstgefälligkeit erschwerte ihm eine gerechte und unbefangene Würdigung der Personen und Verhältnisse. Nach Goués Entlassung hatte er bei seiner Regierung beantragt, seinem bisherigen Canzlisten die erledigte Secretairstelle zu übertragen, angeblich der größeren Billigkeit halber, in Wahrheit aber, weil nur eine Laquaiennatur als Untergebener ihm genehm war. Die Ablehnung seines Vorschlages hatte ihn verdrossen, und von vorn herein war ihm der juristisch gebildete Sohn einer hochgeachteten Familie eine unwillkommene Acquisition.

Es hätte eine sehr gewandte und schmiegsame Persönlichkeit dazu gehört, um dem ehrgeizigen, störrischen, argwöhnisch auf seinen Rang haltenden Bureaukraten zu gefallen. Jerusalem war nicht aus solchem Stoff gebildet. Sein Selbstgefühl ließ ihn vergessen, daß er bei aller Gleichheit der Bildung doch immer der Jüngere und Untergebene war. Ganz recht bemerkt Dittfurth, daß der Fehler sowohl bei Hoesler als bei Jerusalem die Ambition sei. „Herr von Hoesler, sagt er, ist stolz auf seinen Posten und verlangt vielleicht zu viel *égard* und *subordination*. Herr Assessor Jerusalem hat viel *ambition* und giebt vielleicht weniger, als wenigstens die Rücksicht gegen die Schwachheit des Nächsten erforderte.“

So konnte ein Conflict nicht ausbleiben. Die Mitglieder der Visitationscommission hatten nur den Rang von Subdelegaten, aber sie hatten sich in ihrem ganzen Auftreten den Character von wirklichen Gesandten beigelegt, und in ganz Wehlar wurde der ihnen im Grunde nicht zukommende Titel bereitwillig gewährt. Nun hatte Jerusalem seinen Vorgesetzten, vielleicht nur aus Unachtsamkeit, nicht als Gesandten, sondern nur als das, was er in Wirklichkeit war, als Hofrath titulirt, „worauf ihm denn Herr von Höfler selbst gesagt, daß er sich dieses Prädicat von ihm, so wie er es von allen Andern bekäme, ausbitten wollte.“

Unter solchen Verhältnissen darf es nicht Wunder nehmen, daß Jerusalems Versuch, in den vornehmen Kreisen Zutritt zu bekommen, seinem Chef als maßloser Hochmuth erscheint, daß dieser, um sich die Mittel zur Demüthigung des hochstrebenden jungen Mannes zu verschaffen, ihn durch seine Subalternen beobachten läßt und unholdem Klatzsch gern sein Ohr leiht, daß er kleine Fehler im Dienst, wie sie dem Anfänger leicht begegnen, mit hochmüthiger Strenge rügt, daß er nach der Affaire im Hause des Grafen Bassenheim nicht nur für die gekränkte Ehre seines Untergebenen nicht eintritt, sondern daß er die Beschimpfung desselben als eine gerechte Strafe der Insolenz und Tactlosigkeit, ja sogar als einen Affront ansieht, der ihm, dem Herzogl. Braunschweig-Lüneburgischen Gesandten, von seinem eigenen Secrétaire zugefügt sei.

Bei einer geringfügigen dienstlichen Unregelmäßigkeit kommt es zu einem Zusammenstoß. Höfler entzieht Jerusalem den Schlüssel zur Registratur, und Jerusalem weigert sich in Folge dessen, noch ferner den anderen Geschäften

obzuliegen, insbesondere die sogenannte Dictatur, wo nach dem Vorgange des Regensburger Reichstages Protocolle und dgl. dictando vervielfältigt wurden, ferner zu besuchen. Hierauf wendet sich der Gesandte, ohne auch nur eine Verständigung zu versuchen, am 9. November 1771 mit einer heftigen Beschwerde an den Herzog und bittet, den „hochgehenden, unerträglichen“ Secretair abzurufen und einen Copisten mit seinen Geschäften zu betrauen.

Am Hofe zu Braunschweig berührte der Vorfall sehr unangenehm. Man ertheilt Jerusalem einen gelinden Verweis, Hoesler wird dringend gerathen, seinen Secretär gut zu behandeln. Zugleich fordert man den Hofrath von Dittfurth auf, über den Vorfall auf Eid und Pflicht vertraulich zu berichten.

Dittfurths Bericht läßt denn in der That das Zerwürfniß in einem ganz andern Lichte erscheinen, als der Subdelegat es dargestellt hatte. Jerusalem habe allerdings bei einigen Assessoren des Gerichts und Subdelegaten gespeiset, er sei selbst mit ihm bei solchen Gelegenheiten zusammengetroffen. Jerusalem sei allerorten sehr gelobt und gerühmt worden, und alle Gesandten seien von selbst auf dieses chapitre gekommen und hätten ihre approbation zu erkennen gegeben. Jerusalem's conduite sei die beste und könne allen Legationssecretairen zum Muster dienen, nur daß vielleicht die ambition zu weit getrieben, „welches aber einem edlen Gemüthe nicht zu verdenken, wenn ihm die Erniedrigung, mit welcher die Legations-Secretarii hier angesehen werden, unerträglich fällt“.

Von Braunschweig aus suchte man den widerwärtigen Zwist in der Stille beizulegen, anfangs wie es schien, nicht

ohne Erfolg. Aber unter der Asche glühte das Feuer weiter. Jerusalem hatte sich nach Anweisung seiner Regierung bei Hoesler entschuldigt, aber an seinen Freund Eschenburg schreibt er zu gleicher Zeit (26. Nov. 1771): „Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Wenn dem Esel die Löwenhaut umgehängt ist, so sollte man freilich gegen die Ohren blind sein, aber wenn das Thier mir nun auf der Nase spielen will!“ Und in einem Schreiben an den Geh. Legationsrath von Flögen vom 25. Nov. 1771 heißt es: „O hätte der Herr Gesandte ohne Freundschaft mir nur immer die strengste Gerechtigkeit widerfahren lassen, so hätte ich gegenwärtig nicht den ersten nachtheiligen Schritt zu bereuen, dessen ich mir in meinem Leben bewußt bin, und er hätte sich nicht den Vorwurf zu machen, ohne Noth einem Menschen den Unwillen derer zugezogen zu haben, von welchen sein ganzes Glück abhängt.“

Wie in Jerusalem's Herzen der Stachel beleidigten Ehrgefühls sowie die Furcht haften blieb, daß er nie von dem Gesandten eine freundliche Gesinnung, wohl aber Schädigung seiner Carriere zu erwarten habe, so wartete Hoesler offenbar nur auf eine Gelegenheit, sich des verhassten Secretairs zu entledigen. Erleichtert wurde ihm die Ausführung seines Planes dadurch, daß Jerusalem, seines Amtes überdrüssig und in der allerdings nicht unrichtigen Erkenntniß, daß das ganze Visitaionsgeschäft eine nutzlose Danaidenarbeit sei, nicht mit vollem Herzen bei seinen Geschäften war.

So kommt es denn, daß Hoesler bereits am 8. Februar 1772 sich über Jerusalem's Nachlässigkeiten beschwert. „Dieser junge Mann, sagt er, belustigt sich lieber mit der Jagd, Schlittensfahren, Masqueraden und andern zeitverderblichen

Dingen, als mit dem Visitationsgeschäft; daher die Diäten nicht zureichen wollen, und ich immer *ex proprio marsupio* pränumeriren soll." Der vorige Secretair sei weit besser gewesen, Jerusalem schreibe undeutlich und nicht correct, eine Probe werde demnächst an Durchlaucht eingesendet werden. Der Copist und der Cancellist müßten des Secretairs Arbeit stets erst corrigiren.

Wiederum wird Ditsfurth, und zwar unmittelbar vom Herzoge, unter dem 20. Febr. 1772 zum Berichte aufgefordert. Ditsfurth war inzwischen von Wehlar abgereist. Sein aus Wolfenbüttel vom 11. März 1772 datirender und „ohne Scheu und Parteilichkeit“ erstatteter Bericht kommt zunächst auf die schon früher angegebene Quelle des Zermürfnisses zurück. Die Ambition hindere einerseits Hoesler, einen Untergebenen anders als einen Bedienten zu behandeln, anderseits Jerusalem, das immer doch vorhandene Subordinationsverhältniß zu beachten. Was die dem Secretair gemachten speziellen Vorwürfe betreffe, so habe er ihn zwar auf Bällen, Maskeraden und Schlittenfahrten gesehen, doch habe er darin nicht im geringsten excellirt. Auch verlange Durchlaucht schwerlich, daß sein Legationssecretair sich einer „finstern und austeren Lebensweise“ befleißigen sollte; die von Hoesler eingesandte Schriftstücke zeigten zwar, daß Jerusalem die nicht leichte Fertigkeit der Protokollführung noch nicht bis zur Vollkommenheit erreicht habe, die darin enthaltenen Fehler seien aber größtentheils Abbreviaturen, nicht vernehmlich genug ausgeschriebene Buchstaben und überhaupt von der Beschaffenheit, daß sie auch einem geübten Schreiber aufstoßen könnten. Auch sei zu glauben, daß Hoesler, um die Entfernung Jerusalems zu erreichen, die allerfehlerhaf-

testen unter allen von Jerusalem aufgenommenen Protokollen eingeschickt habe.

Dithfurths Rathe entsprechend erhielt Jerusalem einen Verweis und scharfe Anweisung zum Gehorsam, Hoesler aber wurde ermahnt, den Secretair so, wie es seine Stellung erfordere, nicht aber wie einen Unterbedienten der letzten Classe zu behandeln.

Jerusalem suchte in Folge davon in einer besonderen, an den Herzog direct gerichteten Schrift vom 8. April 1772 sich zu rechtfertigen, die auf Hoeslers Wahrheitsliebe ein eigenthümliches Licht wirft. „Nie, auch nicht ein einziges Mal, bin ich auf der Jagd gewesen, eine Lustbarkeit, die mir gänzlich unbekannt ist. Einmal, aber auch nur ein einziges Mal, bin ich im Schlitten gefahren. Von den Bällen, die hier in der Zeit zwischen dem Anfange des Jahres und den Fasten gegeben werden, habe ich zwar einige besucht, da aber deren überhaupt wöchentlich nur einer gegeben ist und das ganze Abonnement nur eine Pistole betragen hat, so haben sie mich auch so wenig an meinen Geschäften verhindert als meine Ausgaben merklich gemehrt. Andere Lustbarkeiten sind mir gar nicht bewußt.“ Was ihn am schmerzlichsten berührt, ist, daß die Verleumdungen seines Chefs ihm das zu rauben drohen, was ihm theurer sei als sein Leben, nämlich die Gnade seines Fürsten.

Wie aber Hoesler die fürsliche Weisung, mit seinem Secretair human zu verfahren, befolgt hat, zeigt seine fast gleichzeitige Relation an den Herzog vom 11. April 1772. „Der Legations-Secretarius Jerusalems, heißt es darin, scheint nun allgemach einzusehen, daß man mit Stolz und trotzigem Sinn in der Welt nicht fortkomme, und wenn er sich in

dem Erfolg an eine anständige *humanité* gewöhnet, wird ihm auch jedermann freundlich begegnen. Nur wünschte, daß er in der Latinität besser erfahren wäre, indem das *adjunctum sub 444*, welches er auf der Dictatur nachgeschrieben, so elend gerathen, daß solches erst von vielen grammaticalischen Fehlern gereinigt werden mußte."

Aber Jerusalem lernte die „anständige *humanité*“ nicht. Vielmehr verfinsterte sich seine Stimmung im Laufe des Sommers immer mehr. Wehlar ist ihm zu einer *Secropolis* geworden, er sieht in ihr nichts als *Seccatur*. „Wenn ich je wieder vergnügt werde, schreibt er am 18. Juli 1772 an Eschenburg, es sei wie oder wo es wolle, und es fällt mir dann ein, eine Veränderung zu wünschen, so mag der Himmel mir zur Strafe einen Hoesler erwecken — doch ich hoffe zu seiner Ehre, daß es nicht noch einen giebt.“ Und in demselben Briefe heißt es: „Wie ich hier lebe, das können Sie leicht denken. Drei Stunden des Morgens und drei Stunden Nachmittags arbeite ich täglich für die Nachwelt der Raken im Herzogl. Braunschweigischen Archive — denn die allein werden es brauchen. Ein empfindsam schönes Geschäfte, vorzüglich im Sommer! — Es wirkt auch vorzüglich. Ich fühle mich so geistig, so gefühlvoll wie ein *Corpus Juris cameralis*. Ob das Ding bald ein Ende nehmen wird, das weiß Gott. Wahrscheinlich ist es sehr.“

Diese Worte sind ein Vierteljahr vor der unheilvollen Katastrophe geschrieben. Sollte schon damals ihm das tödtliche Blei als Retter aus aller Noth erschienen sein? Wir wissen es nicht. Aber verzweifelt genug muß die Stimmung gewesen sein, der diese Zeilen ihren Ursprung verdanken.

Jerusalems Wunsch, von Wehlar wegzukommen, ging

nicht in Erfüllung. Eine Zeit lang hatte es den Anschein, als ob das ganze Disitationsgeschäft an der Zwietracht der Gesandten scheitern würde, aber es wurde ein leidlicher Frieden wieder hergestellt. Die Regierung wollte dem störrischen Gesandten zu Liebe den Secretair nicht abberufen, und besonders der Herzog scheint immer gehofft zu haben, den jungen Mann zur Subordination zu bringen.

So gingen die Dinge ihren Lauf, und obwohl die Acten aus dem Sommer 1772 weitere Aufschlüsse nicht geben, so ist es mehr als glaublich, was Kestner berichtet, daß Hoesler auch im Herbst wieder Jerusalem „starke Reprochen vom Hofe verursacht“ hat. Der Gedanke an die Ungnade seines Fürsten lastete schwer auf dem Unglücklichen, und obwohl der Erbprinz ihm schrieb, „daß er sich noch ein wenig gedulden möchte, und wenn er Geld bedürfe, er es ihm nur schreiben sollte, ohne sich an seinen Vater, den Herzog, zu wenden,“ so wurde doch das jugendliche Gemüth mehr und mehr von den finsternen Geistern des Trübfinns, der Schwermuth, des Ingrimms, der Verzweiflung umnachtet.

Eine anders geartete Natur hätte vielleicht im Kreise froher Freunde das Mittel gefunden, über die erlittenen Kränkungen sich hinwegzusetzen. In der That hätte es Jerusalem an Gelegenheit dazu nicht gefehlt. Die jungen Rechtsgelehrten in Weßlar hatten sich zu einem lustigen Kreise zusammengethan, der zu Erhöhung der Heiterkeit die Formen eines Ritterbundes angenommen hatte, ein zweites akademisches Leben, wie Goethe sich ausdrückt. Die Seele des Posenspiels war Jerusalems Vorgänger Goué, der auch nach seiner Entlassung in Weßlar ein lustiges Leben führte, während

seine Frau in Friedberg in dürftigen Verhältnissen lebte. Er war ein närrischer Gesell voll witziger Einfälle und nicht ohne einen Anflug von Genie. Er hat sich später als Hofrichter, Hofcavalier und Feldhauptmann bei dem Grafen von Bentheim zu Tode getrunken. Die Mitglieder des Ordens führten allerlei romantische und wunderliche Namen, wie St. Amand der Eigensinnige, Ritter Wunibald, Lubomirsky der Streitbare. Goué selbst hieß Ritter Coucy, Goethe, der später hinzutrat, wurde Götz von Berlichingen der Redliche getauft. Auch Jerusalem hatte sich dem Kreise angeschlossen. Er hieß Masuren, und Goué hat ihm drei Jahre nach seinem Tode in einem wunderlichen Trauerspiele dieses Namens ein sonderbares Denkmal gesetzt.

Jerusalem fand an dem Mummenschanz, wie überhaupt an allem gesellschaftlichen Leben, wenig Gefallen. Schon am 26. Nov. 1771, einige Wochen nach dem Ausbruch der Mißhelligkeiten mit Hoefler, schreibt er an Eschenburg: „An keinem Orte der Welt könnte ich Sie einen Tag vergessen, aber hier wahrlich am Wenigsten — hier, wo ich ganz ohne Geschöpfe lebe, mit denen ich auch nur eine einzige Empfindung theilen kann.“

In seiner Verbitterung urtheilte er oft hart und ungerecht über die, welche seinem Wesen nicht sympathisch waren. Von Gotter, Goethes Freunde, der ihn ein Jahr nach seinem Tode in der einstmals als „Meisterstück der lehrenden Poesie“ bezeichneten Epistel „Ueber die Starkgeisterei“ besungen hat, sagt er am 26. Nov. 1771: „Unter allen meinen Erwartungen hat mich die, in diesem Menschen einen Freund zu finden, am meisten betrogen. Weil sein Schöpfer in sein Gehirn einige Reime neben einander ge-

legt hat, so hält er sich für ein Genie und glaubt sich dadurch zu allen Narrheiten berechtigt." Und von Goethe, der etwa ein halbes Jahr nach ihm in Wehlar angekommen war, bemerkt er am 18. Juli 1772: „Er war zu unsrer Zeit in Leipzig ein Geck, jetzt ist er noch außerdem Frankfurter Zeitungschreiber.“ Goethe war nämlich zu jener Zeit Mitarbeiter an den Frankfurter Gelehrten Anzeigen.

Am liebsten verkehrte Jerusalem noch mit „seinem kleinen zierlichen“ Nieper. Er verlor ihn ungern, als derselbe im Sommer 1772 als Geheimer Kanzlei-Secretair nach Hannover ging. Als Nieper aber längere Zeit nichts von sich hören ließ, sagte er, derselbe hätte eine Drecksseele; was man noch in der Welt machen solle, wenn man einen abwesenden Freund nicht einmal conserviren könne.

Nach Niepers Fortgange blieb ihm nur der mecklenburgische Freiherr von Kielmansegge, der zu jener Zeit in Wehlar einen Proceß durch „Sollicitation“ zu beschleunigen suchte, ein Freund und Studiengenosse Bürgerz, von Kestner als stoischer Philosoph, von Bürger als „sehr tiefdenkend“ bezeichnet, ein treues und edles Gemüth, aber fränklich und hypochondrisch. Ein gemeinsamer Hang zur Literatur und Einsamkeit verband ihn mit Jerusalem, aber sein Umgang war wenig geeignet, den Trübsinnigen zu einer fröhlicheren und muthigeren Lebensanschauung aufzuheitern.

So zog sich Jerusalem von der menschlichen Gesellschaft und von ihren Zerstreuungen und Unterhaltungen mehr und mehr zurück. Oft ging er meilenweit allein, am liebsten im Mondenschein, und hing seinem Verdrusse nach. Selbst gegen Kielmansegge war er verschlossen. Er in-

teressirte sich für Malerei, und auch auf diesem Gebiete waren ihm, wie Goethe mittheilt, solche Zeichnungen und Skizzen besonders lieb, in welchen man einsamen Gegenden ihren stillen Character abgewonnen hatte. Er las viele Romane, und die fürchterlichsten Trauerspiele waren ihm die liebsten. Bei alledem war er von der sentimentalcn, zerfließenden, gefühlsseligen Zeitströmung frei, wie schon sein Urtheil über Gotter, den Stifter des Hainbundes, zeigt. Dem Freunde Lessings konnten die Productionen eines Gleim, eines Joh. Georg Jacobi und Anderer nur als „leichte Säckelchen“ erscheinen.

Was Jerusalem in Wehlar wie früher in Wolfenbüttel vor Allem interessirte, war die Philosophie. Er las mit Eifer philosophische Werke, Mendelssohns Phädon besonders und Leibnizens Schriften. Wenn ihm die Ergründung philosophischer Probleme nicht gelingen wollte, so beklagte er sich schmerzlich, daß dem menschlichen Verstande, wenigstens dem seinigen, so enge Grenzen gesetzt seien. Er versagte auch, wie er schon in Wolfenbüttel gethan, philosophische Aufsätze, in denen Kielmansegge sehr von andern Meinungen abweichende Ansichten fand. Was indessen Lessing von ihm später veröffentlicht hat, ist schon in Wolfenbüttel geschrieben.

Der dritte dieser Aufsätze, der über die Freiheit handelt, gestattet noch am leichtesten einen Einblick in Jerusalem's philosophische und religiöse Denkweise. Er läugnet in diesem Aufsätze die Freiheit des Menschen und sucht dabei doch das Gewissen zu wahren. Der Tugendhafte, und der ist ihm identisch mit dem Philosophen, der nach deutlichen Vorstellungen handelt und sich nicht von undeutlichen Vorstellungen, d. i. von Leidenschaften fortreißen läßt, wird bei

einer unerlaubten Handlung, die eine Folge seiner Unvollkommenheit ist, sich nicht strafwürdig finden, aber er wird sich verachten. Zwischen dem Tugendhaften und Lasterhaften ist ihm nur ein fließender Unterschied des Grades auf der Stufenleiter der Vollkommenheit. Der Tod ist ihm kein Uebel, sondern nur der Uebergang zu einem andern Leben, in dem sich der Grad der Glückseligkeit nach dem Grade der Vollkommenheit im Erdenleben richtet, also ein specifischer Unterschied zwischen Seligkeit und Verdammniß ebenso wenig Statt findet, als auf Erden ein specifischer Unterschied zwischen Gut und Böse.

Im Sommer vor seinem Tode hat sich Jerusalem, wie leicht erklärlich, viel mit dem Selbstmorde beschäftigt. Sein Glaube an die Unsterblichkeit hinderte ihn nicht, denselben bei jeder Gelegenheit als eine erlaubte Handlung darzustellen. Er vertheidigte ihn in einem besondern Aufsatze, den Kielmannsegge gesehen und gelesen hat, der aber von Lessing nicht mit herausgegeben ist.

So hatten denn gekränktes Ehrgefühl, die Unbill des Gesandten, der Tadel der Regierung, die drohende Ungnade des Fürsten in dem Gemüthe des jungen Mannes eine tiefgehende Verstimmung wachgerufen, und die Art und Weise seines Grübelns und Philosophirens war nur zu sehr geeignet, ihm den Pfad, der in das Jenseits führt, in einem freundlichen Lichte erscheinen zu lassen. Was ihn von dem unseligen Schritte noch zurückhielt, war vielleicht nur noch die Liebe zu den Seinen, was ihm noch einigen Halt gewährte, sein philosophischer Tugendstolz, der sich bewußt war, bislang stets nach deutlichen Vorstellungen und nicht wie gewöhnliche Erden söhne nach dunklen Leidenschaften

gehandelt zu haben. Auch diese letzte Stütze entwich ihm aus den Händen, als eine dunkle Vorstellung, als die Liebe zu der Gattin eines Andern über sein bereits kraftloses Herz Macht gewann.

Elisabeth Herd war die Frau eines Collegen Jerusalems, des kurpfälzischen Legationssecrétaires Herd. Ihre Schönheit, mehr noch ihr geistigen Vorzüge machten sie zu einer der anziehendsten Erscheinungen in Wehlar. Ihre Tugend war unbescholten, und ihre Schuld war es nicht, wenn ihr Gatte so leicht von Eifersucht sich fortreißen ließ.

Was Jerusalem für die Gattin seines Amtsgenossen empfunden hat, ist im Anfange schwerlich über eine Galanterie hinausgegangen, wie sie jener Zeit überhaupt geläufiger als der unsrigen war, und wie sie namentlich an einem Orte, wo, nach dem Ausspruche eines Zeitgenossen, ein Jeder Liebe fühlte oder zu fühlen vorgab, kaum etwas Auffälliges hatte. Aber im Laufe der Zeit muß Jerusalems Neigung einen leidenschaftlicheren Character angenommen haben, und seine krankhafte Seelenstimmung macht es erklärlich, daß er seiner Liebe nicht Herr zu bleiben vermag. Eine schwache Stunde sieht ihn zu den Füßen des angebeteten Weibes. Die Zurückweisung, die er erfährt, ernüchtert ihn. Es hätte kaum noch des Absagebriefes des beleidigten Gatten bedurft, es wäre kaum nöthig gewesen, daß derselbe ihm sein Schreiben, worin er, wie es scheint, eine Verständigung versuchte, unerbroschen zurückschickte. Jerusalem erkannte, daß seine philosophische Tugend, auf die er zeitlebens so stolz gewesen, der dunkeln Empfindung der Leidenschaft, wenn auch nur auf Augenblicke, zum Opfer

geworden. Er sah sich nunmehr in die Lage versetzt, die er in seinem Aufsatze von der Freiheit beschrieben hatte, als er von dem Tugendhaften mit dem schlechten Gewissen sagte: Er wird sich nicht strafwürdig finden, aber er wird sich verachten.

Ob der junge Philosoph wirklich noch in seinen letzten Stunden an diese feine Distinction gedacht hat? Fast scheint es so. Am Morgen nach der entsetzlichen That fand Kestner auf seinem Pulte neben der aufgeschlagenen Emilia Galotti gerade das Manuscript des erwähnten Aufsatzes von der Freiheit. Kestner fand nichts darin, was auf die letzte Handlung des Verfassers Bezug gehabt hätte. Wer aber mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, wie in dem ganzen Denken und Handeln des jungen Mannes das eigentlich treibende Motiv die Ehre oder, wie Dittfurth in seiner etwas zopfigen Weise es ausdrückt, die *ambition* gewesen ist, dem kann es nicht zweifelhaft sein, daß nicht „verschmäheter Liebe Pein“ ihn in den Tod getrieben, sondern daß vielmehr, nachdem schon vorher „des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen, der Uebermuth der Aemter und die Schmach, die Unwerth schweigendem Verdienst erweist“ dem edlen Gemüthe den Halt und die Kraft und die Klarheit genommen, schließlich das Gefühl des eigenen Unwerthes, das Wort: „Du mußt dich verachten!“ ihm die Pistole in die Hand gedrückt hat.

Das Ende der Tragödie verlief, wie Goethe Werthers Ende verlaufen läßt. Mit Unsicht trifft Jerusalem seine Vorbereitungen. Er borgt Kestners Pistolen. Er zerreißt seine Papiere, schreibt für seine Angehörigen einige Zeilen des Abschieds und bittet den beleidigten Kollegen um Ver-

ziehung, daß er zwischen ihm und seiner Gattin Uneinigkeit gestiftet. „In der Ewigkeit werden wir uns wiedersehen!“ so schloß der Brief. Bald nach Mitternacht sah der benachbarte Franziskaner Pater Guardian den „Blick vom Pulver“, achtete aber nicht darauf, weil er keinen Schuß vernahm. Morgens 6 Uhr fand der Bediente den Sterbenden. Gegen 12 Uhr erfolgte der Tod. Abends $\frac{3}{4}$ 11 Uhr ward er an der Mauer des gewöhnlichen Kirchhofs unter schattigen Lindenbäumen begraben; in der Stille mit 12 Laternen und einigen Begleitern; Barbiergefellen haben ihn getragen; das Kreuz ward voraus getragen; kein Geistlicher hat ihn begleitet.

Mit diesen Worten schließt Kestners trockener Bericht, von dem Goethe kaum einen einzigen Zug in seinem ergreifenden Gemälde unbenuzt gelassen hat. Nur Eine Gestalt hält er fern, es ist Hoefler.

Ob die Rücksicht auf die hohe Stellung des Mannes den Dichter dazu bewogen? Oder ob er daran verzweifelt hat, der vertrockneten Seele des störrischen Bürokraten eine poetische Seite abzugewinnen? Wir wissen es nicht.

Aber hat auch der Dichter es für geboten erachtet, von diesem bösen Geiste Jerusalems zu schweigen, so darf sich doch der Historiker der unliebsamen Aufgabe nicht entziehen, sein unsympathisches Bild noch mit einigen Pinselstrichen zu vervollständigen.

Ob Hoefler an der blutentstellten Leiche seines Opfers Reue empfunden, darüber hat er sich gegen Niemand ausgesprochen. Aber unter den Kundigen herrschte kein Zweifel, daß er hauptsächlich es gewesen, der den Unglücklichen

zu dem unseligen Entschlusse getrieben, und daß er absichtlich die Aufmerksamkeit von sich auf das Liebesverhältniß Jerusalems zu der Frau Herd zu lenken sich bemühe. Dem Herzoge gegenüber spielte Hoefler den Beleidigten. Unter den Schrecken und Verdrießlichkeiten habe seine Gesundheit gelitten, und sein Gemüth sei viel zu zart und zu betrübt, um die fatale Begebenheit an Durchlaucht *immediate* zu berichten. Seine Relation an den Geh. Legationsrath von Flögen ist leider bislang nicht aufgefunden.

Die braunschweigische Regierung durchschaute Hoeflers „wunderbare Denkungsart“, und wenn sie auch zu weitem Schritten keinen Anlaß fand, so blieb sie doch taub gegen seine dringende Bitte, ihm jetzt endlich seinen vortrefflichen Copisten Rehm als *Secretair* beizugeben. Ein junger Jurist, Heinrich Christian von Hille, wurde Jerusalems Nachfolger. Er wußte sich besser als sein Vorgänger in das Wesen des Subdelegaten zu finden.

Hoefler blieb noch etwa zwei Jahre in dem „verdrüßlichen“ Wehlar. Im Herbst 1774 übernahm eine zweite Commission die Sisyphusarbeit der Visitation. Was Jerusalem in seiner verbissenen Stimmung gesagt, traf ein. Das viele bei der Visitation beschriebene Papier ist nie mehr als ein schätzenswerthes Material für die stillen Räume der Archive gewesen.

Die Regierung hätte nicht ungern gesehen, wenn Hoefler nach Beendigung seiner Aufgabe in Wehlar in den Dienst des Coburger Hofes, der ihn zu gewinnen suchte, getreten wäre; aber die Verhandlungen zerfielen. Nach einer so glänzenden Stellung die bescheidene Professur

in Helmstedt wieder aufzunehmen, hielt Hoesler unter seiner Würde; aber die Regierung trug Bedenken, ihm eine hohe Stellung in einem Justizcollegium, wie er es wünschte, zu übertragen. Der Titel eines Geheimen Justizraths nebst einer kleinen Pension war Alles, womit man seine Verdienste belohnte. In Helmstedt ist er am 22. Februar 1781 gestorben. Ob nicht am Ende doch Jerusalems blutige Gestalt ihm vor das brechende Auge getreten ist?

Anhang.

Nachweis der Quellen.

1. Herzog Heinrich der Jüngere und die Reformation.

Die Bedeutung Heinrichs des Jüngeren wird, wie es scheint, noch immer nicht genugsam erkannt. Eine Biographie desselben wäre eine sehr dankbare, wenn auch immerhin recht umfangreiche Aufgabe. Seine Stellung zu der Reformation hat der Verfasser bereits früher, insbesondere auf Grund der im Herzogl. Landeshauptarchiv zu Wolfenbüttel vorhandenen Acten, in einem längeren Aufsatze behandelt, der in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrgang 1868, S. 243—338 veröffentlicht ist unter dem Titel: „Die Reformation des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel unter dem Regimente des Schmalkaldischen Bundes 1542—1547.“

2. Katharina von Bora.

Von den benutzten Schriften sind außer dem bekannten Werke von Walch besonders die Monographien von Beste (1843), Meurer (1854), sowie ein Vortrag von Herm. Müller, Katharina von Bora als Nonne, Ehefrau und Wittwe (Hannover, 1869), hervorzuheben.

3. Wie eine braunschweigische Fürstentochter römisch wurde.

Die Darstellung der Conversion der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel basiert hauptsächlich auf W.

Hoeck, Anton Ulrich und Elisabeth Christine von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel. Wolfenbüttel, 1845. Von den außerdem noch benutzten Quellen sind zu erwähnen W. G. Soldan, dreißig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig. Leipzig, 1845, sowie Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. 3. Band. Göttingen, 1857, S. 191 ff.

4. Bernhard von Clairvaux.

Der Vortrag über Bernhard wurde am 7. Januar 1887 in der Aula des neuen Gymnasialgebäudes zu Wolfenbüttel gehalten und bald darauf in den Braunschw. Anzeigen veröffentlicht. Die Aufstellung der Büste Bernhards in diesem Raume, die einige Zeit vorher eine unerquickliche Zeitungspolemik hervorgerufen hatte, gab dem Verfasser den nächsten Anlaß zu dem vorliegenden Lebensbilde. Bei der Abfassung desselben sind folgende Werke benutzt worden: A. Neander, der heil. Bernhard und sein Zeitalter. 2. Aufl. Hamburg und Gotha, 1848. — Derselbe, Bernhard von Clairvaux in Ferd. Piper, die Zeugen der Wahrheit. 2. Band. Leipzig, 1874, S. 800 ff. — Wilh. Preger, Gesch. der deutschen Mystik im Mittelalter. 1. Th. Leipzig, 1874, S. 217 ff. — Jacobi, Bernhard von Clairvaux, in Herzogs Real-Encyclopädie. 2. Band. 2. Aufl. S. 324 ff. — H. Reuter, Bernhard von Clairvaux, in Briegers Zeitschr. f. Kirchen-Gesch. 1876, Heft 1. S. 36–50. — A. Ritschl, Lese Früchte aus dem heiligen Bernhard, in den Theol. Stud. u. Krit. 1879, S. 316–335. — J. C. Morison, the Life and Times of Saint Bernard. London, 1863. — K. W. Nitsch, Stauffische Studien, zuerst in Sybels histor. Zeitschr. B. 3., dann in den Deutschen Studien, Berl. 1879. — B. Kugler, Studien zur Gesch. des zweiten Kreuzzuges. Stuttg. 1866. — J. Winter, die Cistercienser des nordöstl. Deutschlands. 1. Band. Gotha, 1868. — K. A. Hase, Kirchengeschichte. 10. Aufl. Leipzig, 1877. — Schillers abfälliges Urtheil über Bernhard findet sich im Briefwechsel zw. Schiller und Goethe. Th. 6. S. 105. Brief vom 17. März 1802. —

5. Abt Jerusalem.

Der Aufsatz über den Abt Jerusalem ist im Wesentlichen in derselben Fassung mitgetheilt, wie er in der Zeitschrift f. d. histor. Theol. von Kahnis, Jahrg. 1869, IV. S. 530—574 sich abgedruckt findet. Bei der Zusammenstellung dieses Lebensbildes aus der Aufklärungszeit sind zunächst Jerusalems Schriften benutzt. Man findet ein Verzeichniß derselben bei Döring, die deutschen Kanzelredner des 18. und 19. Jahrhunderts (Neustadt a. d. O. 1830), S. 153 ff. Auch in dem noch zu nennenden Aufsätze von Schiller werden sie aufgeführt. Für die Kenntniß des Lebensganges Jerusalems ist der Entwurf einer Selbstbiographie im 2. Bande der nachgelassenen Schriften die zuverlässigste Quelle. Ergänzungen dazu finden sich in: Eschenburg, Ueber Jerusalem (in dem Junihefte der deutschen Monatschrift 1791); Emperius, Jerusalems letzte Lebensstage (1790); Strodtmann, Gesch. jetzt lebender Gelehrten, Th. I; Lentz, Gesch. der christl. Homiletik, Th. II (1839); Leichenpredigten auf Jerusalem von Heermann und Bartels; verschiedene Jahrgänge der Braunschw. Anzeigen, des Braunschw. Magazins und des Braunschw. Journals. Eine Anzahl von Personalnotizen ist aus den Kirchenbüchern der Wolfenbüttelschen Schloß- und der Braunschweigschen Martinikirche theils berichtet, theils neu aufgenommen. Ein biographischer Aufsatz über Jerusalem in Dr. C. G. W. Schiller, Braunschweigs schöne Literatur in den Jahren 1745—1800 (Wolfenb. 1845), S. 25—41, bietet dankenswerthe Nachweisungen, seine Charakteristik ist aber zu allgemein gehalten und wenigstens in theologischer Beziehung nicht unbefangen. Der dreibändige culturhistorische Roman von Maltitz, „Abt Jerusalem und der Braunschweigische Hof“ ist nicht ohne eingehende Quellenkenntniß gearbeitet, läßt aber Genauigkeit und zutreffendes Urtheil vermissen. Eine gerechte Würdigung Jerusalems bietet Dr. K. H. Sacks treffliche Gesch. der Predigt (Heidelberg 1866) S. 56 ff., und ebenfalls Hagenbach in seiner K.-G. des 18. und 19. Jahrh., 3. Aufl. Bd. I. S. 351 ff., sowie in

dem Artikel über Jerusalem in Herzogs Theol. Real-Encyclopädie, Bd. VI. S. 505 ff. Außerdem sind noch benutzt: Jöchers Gelehrten-Lex. nebst den Fortsetzungen von Adelung und Rotermund; Havemann, Gesch. der Lande Braunschweig und Lüneburg Bd. III; Guericke, K.-G., Bd. III; einige Artikel in Zedlers Universallex.; Dorner, Gesch. der protest. Theologie; Vilmar, Literaturgesch.; Sack, Ueber J. J. Spalding, in den Theol. Stud. u. Krit. 1864, Heft 4; verschiedene Jahrgänge der Gött. Gel. Anzeigen; Herder, Studium der Theologie betreffend; Unschuld. Nachr. (1726), S. 515 ff.; Götten, Jesh. gel. Europa (2. Aufl. 1735), Th. I. S. 133 f.; Eschenburg, Entwurf einer Gesch. des Collegii Carolini in Braunschweig (1812); Bauck und Henke, Das Predigerseminar zu Wolfenbüttel (1837); fr. H. Jacobis Werke (1812), Bd. I. S. 342; Gervinus, Neuere Gesch. der poet. National-Liter. der Deutschen (1840). Bd. I. S. 231; J. W. Appell, Werther und seine Zeit (1865), S. 70 ff.; Tholuck, Gesch. des Rationalismus. Jean Astruc, Conjectures sur les Mémoires originaux, dont il paroît, que Moysse s'est servi pour composer le livre de la Genèse. Bruxelles, 1753. Von den Briefen Jerusalems findet sich eine kleine Anzahl im 5. Bande von Hagedorns Werken, S. 300 ff. Sein Briefwechsel mit dem Hofaganten J. f. f. A. Meyer ist 1789 gedruckt. Handschriftliche Briefe Jerusalems besitzen die familie Knittel, Herr Ober-Post-Commissär Wilhelmy zu Braunschweig und die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel. Die Notizen in Betreff der familie Jerusalem, welche B. Spiegel in Hilgenfelds Zeitschr. f. wissenschaftl. Theol. Jahrg. 13. S. 219 aus den Kirchenbüchern und dem Archiv zu St. Marien in Osnabrück mittheilt, sind dem Verfasser erst während des Drucks zugänglich geworden, doch kannte er schon früher Einiges davon durch gütige briefliche Mittheilung dieses Herrn. Diesen Notizen gemäß stammt Jerusalems Vater aus Danzig und die Aenderung des Familiennamens Wessel in „von Jerusalem“ wird auf eine dreimalige Reise nach Jerusalem zurückgeführt. Weshalb aber der Abt J. das „von“ nie geführt hat, wird auch dort nicht erklärt.

6. Werthers Urbild.

Der Aufsatz über den jungen Jerusalem basiert vorwiegend auf Acten des Herzoglichen Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel. Von den gedruckten Quellen sind hervorzuheben: J. W. Appel, *Werther und seine Zeit*. Neue Ausg. Leipz. 1865. — *Goethes Dichtung und Wahrheit*. Mit Einleitungen und Anmerkungen von G. von Loeper. 3. Theil. Berlin. Hempel. — (Breidenbach,) *Berichtigung der Gesch. des jungen Werthers*. 2. Aufl. Frankf. u. Leipz. 1775. — *Philos. Aufsätze von K. W. Jerusalem*, herausgegeben von G. E. Lessing. Braunschw. 1776. — *Goethe und Werther. Briefe Goethes*. Herausgegeben von A. Kestner. Stuttg. u. Tüb. 1854. — W. Herbst, *Wezlar und die Wertherperiode*. Abgedr. im „*Daheim*“ 1880, Nr. 28 u. 29. — Ueber die Zustände in Wezlar von 1778 bis 1781 finden sich interessante Mittheilungen aus den Briefen des berühmten Staatsrechtslehrers C. F. Häberlin in dem Beiblatt zur Magdeburgischen Zeitung 1877, Nr. 6 ff.